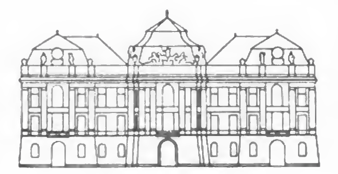
DIE ITALIENERINN, ODER DER BEICHTSTUHL DER...

Anna Radcliffe








Italienerin II Th.
rger 1810.
Weber Sc.

Die

Italienerinn,

oder

der Beichtstuhl der schwarzen Büßenden.

Aus dem Englischen

der

Miß Anna Radclif, Verfasserinn des Schlosses Udolpho, der nächtlichen Erscheinung u. s. w.

Zweyter Band.

Leipzig.
1810.


KAISERLICHE KOENIGLICHE
WIEN
HOFBIBLIOTHEK

Erstes Kapitel.

That lawn conceals her beauty
As the thin cloud, just silver 'd by the rays
The trembling moon: think ye 'tis stranded from
The curious eye?

In Olivias Schleier gehüllt, gieng Ellena in den Concertsaal herunter und mischte sich unter die Nonnen, die innerhalb des Gitters versammelt waren. Unter den Mönchen und Pilgern im Sprachzimmer, befanden sich einige Fremde in der gewöhnlichen Tracht des Landes; allein sie wurde niemand unter ihnen gewahr, der Vivaldi glich. Sie überlegte, daß, wenn er auch gegenwärtig wäre, er es doch nicht wagen würde, sich zu entdecken, weil ihr Nonnenschleier sie eben so gut vor ihm, als vor der Aebtissin verbarg und hielt es daher für nothwendig, eine Gelegenheit zu suchen, den Schleier einen Augenblick am Gitter aufzuschlagen, damit man sie bemerken könne.

Bei dem Eintritt der Aebtissin machte Ellenas Furcht, erkannt zu werden, sie für alles andre unempfindlich; sie bildete sich ein, daß die Augen der Priorin besonders auf sie gerichtet wären. Der Schleier schien ihr kein hinreichender Schutz vor ihrem durchdringenden Blick und sie erlag beinahe der Furcht, mit jedem Augenblick entdeckt zu werden.

Die Aebtissin gieng indessen vorüber, und nahm nach einem kurzen Gespräch mit dem Abte und einigen Gästen von Rang ihren Platz ein. Das Concert wurde sogleich mit einer von den feierlichen und ausdrucksvollen Arien eröffnet, welche die italienischen Nonnen mit so viel Geschmack und Lieblichkeit vorzutragen wissen. Ellena vergaß sogar einen Augenblick das Gefühl ihrer Gefahr, und überließ sich ganz dem Eindruck der Scene um sie her, die ein auffallendes, großes Gemählde darstellte. In einem großen gewölbten Zimmer, von unzähligen Fakkeln erleuchtet, wo sogar die Zierrathe, so prächtig sie auch waren, etwas von dem feierlichen Charakter der Stiftung annahmen, waren ohngefähr funfzig Nonnen versammlet, die in dem interessanten Habit ihres Ordens mit angenehmer Simplizität erschienen. Ihr feiner Anstand und ihre durch den Schleier, der einen dünnen Nebel um sie zog, gemilderte Schönheit, machte einen Contrast mit der strengen Majestät der Aebtissin, die auf einem erhöhten Stuhl, von der Audienz abgesondert sitzend, die Köni-

zin des Festes zu seyn schien, und mit den ehrwürdigen Figuren des Abtes und der ihn begleitenden Mönche, die ausserhalb des Schirmes von geflochtenem Drathe saßen, der sich durch die ganze Breite des Zimmers, welches das Gitter genannt wird, hinstreckte. Neben dem hochwürdigen Vater saßen die Fremden von Rang, in ihrer prächtigen neapolitanischen Kleidung, deren bunte Farben und leichte Zierlichkeit sehr gegen die dunkle Tuchkleidung der Mönche abstach; ihre Federhüte ragten hoch über die halb in Kapuzen gehüllten Häupter und grauen Locken der Mönche hervor. Auch war der Unterschied der Gesichter nicht weniger auffallend. Das Ernsthafte, Strenge, Feierliche und Finstre, mit dem Leichten, Blühenden und Leutseligen vermischt, drückte alle die verschiednen Gemüthsbeschaffenheiten aus, die das Leben zu einem Segen oder zu einer Bürde machen, und wie durch die Berührung einer Zauberruthe, die Welt in ein irrdisches Paradies, oder in ein Fegefeuer verwandeln. Im Hintergrunde standen einige Pilger, mit weniger fröhlichem und einem gezwungnern Ansehn als den Tag zuvor: unter ihnen befanden sich einige Layenbrüder und zum Kloster Gehörige. Ellena richtete ihre Aufmerksamkeit sehr häufig nach dieser Gegend des Zimmers, konnte aber Vivaldi nicht erkennen; und ohngeachtet sie ihren Platz nahe beim Gitter genommen hatte, fehlte es ihr doch an Muth, ihren Schleier

vor so vielen Fremden unanständiger Weise zurückzuschlagen. Es ließ sich also wohl nicht vermuthen, daß er es wagen würde hervorzutreten, wenn er auch im Zimmer wäre.

Das Concert gieng zu Ende, ohne das Ellena ihn entdeckt hatte; und sie zog sich in das Zimmer zurück, wo die Mahlzeit aufgetragen war, und wo bald nachher die Aebtissin und ihre Gäste erschienen. Sogleich sah sie einen Fremden in Pilgerkleidung sich ans Gitter stellen: sein Gesicht war zum Theil in seinen Mantel gehüllt, und er schien mehr ein Zuschauer als Theilnehmer des Festes zu seyn.

Ellena, die ihn für Vivaldi hielt, wartete auf eine Gelegenheit, sich von der Aebtissin unbemerkt, dem Orte, wo er seinen Platz genommen hatte, zu nähern. Im Gespräch mit den Frauenzimmern beschäftigt, begünstigte die Aebtissin Ellenas Wunsch, und sie wagte, sobald sie das Gitter erreicht hatte, den Schleier einen Augenblick aufzuheben. Der Fremde ließ den Mantel fallen, um ihr mit den Augen für ihre Herablassung zu danken, und sie entdeckte, daß es nicht Vivaldi war! Gekränkt durch die Deutung sowohl, die man einem so anscheinend unschicklichen Betragen geben konnte, als durch die betrogne Erwartung, Vivaldi zu sehn, wollte sie eilends fortgehn, als ein andrer Fremder, den sie sogleich an seinem hohen und schönen Anstande für Vivaldi erkannte, sich mit schnellen Schritten dem Gitter näherte. Um

sich aber nicht zum zweitenmale einem Mißverständnisse auszusetzen, beschloß sie noch ein andres Zeichen, daß er es selbst sey, abzuwarten, ehe sie sich entdeckte. Seine Augen waren einige Augenblicke mit ernster Aufmerksamkeit auf sie gerichtet, ehe er den Mantel vom Gesicht zog. Bald aber that er es und sie sah — Vivaldi selbst.

Da Ellena merkte, daß sie erkannt war, schlug sie den Schleier nicht auf, trat aber dem Gitter einige Schritte näher. Vivaldi legte ein kleines zusammengefaltetes Papier hin, und ehe sie es wagen konnte, ihr eignes Billet abzugeben, hatte er sich unter die Menge zurückgezogen. Als sie hinzugehen wollte, um seinen Brief in Sicherheit zu bringen, sah sie, daß eine Nonne sich schnell dem Orte, wohin er es gelegt hatte, näherte, und stand still. Das Kleid der Nonne wehte es von der Stelle herunter, wo es halb verborgen gelegen hatte, und als Ellena merkte, daß die Nonne mit dem Fuße auf dem Papiere stand, konnte sie kaum ihre Angst verbergen.

Ein Mönch, der von der andern Seite des Gitters die Schwester anredete, schien ihr sehr angelegentlich, aber doch mit einer gewissen Heimlichkeit, eine wichtige Nachricht mitzutheilen. Ellenas Furcht gab ihr ein, daß er Vivaldis Handlung bemerkt hätte und seinen Verdacht mittheilte; sie erwartete jeden Augenblick die Nonne das Papier aufheben und der Aebtissin bringen zu sehn.

Sie wurde von dieser Furcht bald befreit, als die Schwester es sachte bei Seite schob, ohne es zu untersuchen; ein Umstand, der sie nicht weniger in Verwunderung setzte, als er ihre Angst erleichterte. Als aber die Conferenz aufbrach und der Mönch sich eilends unter die Menge zurückzog und aus dem Zimmer verschwand, und die Nonne sich der Priorin näherte, und ihr ins Ohr flüsterte, erneuerte sich alle ihre Angst. Sie zweifelte kaum, daß Vivaldi entdeckt sey, und daß man das Papier absichtlich liegen ließe, um sie anzulocken, sich selbst zu verrathen. Zitternd, niedergeschlagen, und vor Angst beinahe umsinkend, beobachtete sie das Gesicht der Aebtissin, als die Nonne mit ihr sprach, und glaubte ihr eignes Schicksal auf der gerunzelten Stirne zu lesen.

Was aber auch die Absichten oder Anweisungen der Aebtissin seyn mochten, so schritt man doch für jetzt zu keinen thätigen Mitteln: die Nonne gieng, nachdem sie eine Antwort erhalten hatte, ruhig wieder zu den Schwestern und die Aebtissin nahm ihr gewöhnliches Wesen wieder an. Indeß getraute sich Ellena, welche beobachtet zu werden fürchtete, noch immer nicht, das Papier aufzunehmen, ob sie gleich glaubte, daß es Nachrichten von Wichtigkeit enthielte, und die Zeit verstreichen zu sehn fürchtete, welche ihre Befreiung erleichtern könnte. So oft sie es wagte, sich umzusehn, schien es ihr, als wenn die Augen der Aebtissin auf sie

gerichtet wären, und sie schloß aus der Stellung der Nonne, denn der Schleier verbarg ihr Gesicht, daß sie ebenfalls aufmerksam von ihr beobachtet würde.

Ueber eine Stunde war in dieser ängstlichen Ungewißheit verstrichen, als die Mahlzeit geendigt war und die Gesellschaft aus einander gieng; während des allgemeinen Gewühls wagte Ellena sich ans Gitter und brachte das Papier in Sicherheit. Als sie es in ihrem Kleide versteckte, wagte sie kaum durch einen schnellen Blick zu forschen, ob man sie beobachte, und würde sich gerne sogleich fortbegeben haben, um den Inhalt zu untersuchen, hätte sie nicht in demselben Augenblick die Aebtissin das Zimmer verlassen sehn. Als sie sich nach der Nonne umsah, entdeckte sie, daß auch diese fort war.

Ellena folgte sogleich in der Aebtissin Zuge, und als sie Olivien näher kam, gab sie ihr ein Zeichen und gieng nach ihrer Zelle. Sobald sie sich hier alleine sah, und die Thüre verriegelt hatte, setzte sie sich nieder, um Vivaldis Billet zu lesen: sie bemühte sich, ihre Ungeduld zu besiegen und die Zeilen zu entziffern, über welche ihr Blick schnell hinfuhr, als in ihrem Eifer, die Lampe über das Papier zu halten, sie ihr aus der zitternden Hand fiel und verlosch. Ihr Schmerz gränzte beinahe an Verzweiflung. Nach einem Licht ins Kloster zu gehn, war unmöglich, weil sie dadurch würde verrathen haben, daß

sie nicht mehr gefangen saß, und weil Olivia nicht nur durch Entdeckung der Freiheit, die sie ihr gewährt hatte, leiden, sondern sie selbst auch sogleich eingesperrt zu werden, erwarten mußte. Ihre einzige Hoffnung ruhte auf Olivias Ankunft, ehe es zu spät seyn würde, Vivaldis Anweisungen zu folgen, wenn sie überhaupt ausführbar waren; sie horchte mit innerer Angst auf die Annährung eines Fußtrittes, während sie über seinen Inhalt ungewiß, das Billet, welches wahrscheinlich ihr Schicksal entscheiden mußte, noch immer in der Hand hielt. Tausendmahl drehte sie das wichtige Papier um, suchte mit den Fingern über die Zeilen zu fahren und ihren geheimnißvollen Inhalt zu errathen; sie empfand eine unbeschreibliche Qual, in ihrer eignen Hand die Nachricht zu halten, von deren Entdeckung zu rechter Zeit ihr Leben vielleicht abhieng, ohne sie lesen zu können.

Bald darauf hörte sie Schritte herankommen, und sah ein Licht aus dem Gange schimmern — sie überlegte, daß es vielleicht eine andre als Olivia seyn könnte, und daß es der Klugheit gemäß sey, ihr Billet zu verbergen. Die Betrachtung aber kam zu spät; denn ehe sie das rauschende Papier beigesteckt hatte, trat eine Person in die Zelle, und Ellena sah ihre Freundin! Bleich, zitternd und stumm, nahm sie der Nonne die Lampe ab, überlief eilig Vivaldi's Brief, und erfuhr, daß zu eben der

Zeit, wo er geschrieben wurde, Bruder Jeronimo außer dem Thore von dem Nonnengarten wartete, wo Vivaldi sogleich zu ihm kommen, und sie durch einen geheimen Weg aus den Mauern führen wollte. Er setzte hinzu, daß Pferde am Fuße des Berges warteten, um sie zu bringen, wohin sie es für gut fände: er beschwor sie, zu eilen, weil manche Umstände außer der allgemeinen Geschäftigkeit der Nonnen, einer Flucht in diesem Augenblicke besonders günstig wären.

Ellena, niedergeschlagend und erblassend, gab Olivien das Papier und bat sie, es eilends zu lesen und ihr zu rathen, was sie thun sollte. Es waren nun anderthalb Stunden, seit Vivaldi gesagt hatte, daß der Erfolg von ihrer Schnelligkeit abhienge, und seit er wahrscheinlich an dem bestimmten Orte gewartet hatte; wie viele Umstände konnten indeß eingetreten seyn, um alle Möglichkeit einer Flucht zu vernichten, welche jetzt durch der Aebtissin und der Schwestern Beschäftigung nicht mehr begünstigt wurde.

Die großmüthige Olivia nahm an allem Schmerz ihrer jungen Freundin Theil und war eben so bereit, als Ellena begierig war, sich für die Möglichkeit einer Befreiung, jeder Gefahr auszusetzen.

Ellena konnte für eine solche Güte selbst in diesem Augenblick der peinlichsten Angst nur Dankbarkeit fühlen. Nach einer Pause tiefen

Nachdenkens sagte Olivia: „Wir laufen jezt in jedem Gange des Klosters Gefahr, einige von den Nonnen zu treffen; aber mein Schleier, so dünn er auch ist, hat Sie ja bisher geschüzt, und wir müssen hoffen, daß er Ihrer Absicht noch ferner behilflich seyn wird. Doch müssen wir durch das Refektorium gehen, wo diejenigen Schwestern, die nicht an der Collation Theil nahmen, beim Abendessen versammlet sind, und wo sie bleiben werden, bis die erste Frühglocke sie in die Kapelle ruft. Wenn wir so lange warten, so fürchte ich, wird es überhaupt vergebens seyn, zu gehen."

Ellenas Furcht kam ganz — mit Oliviens überein; sie drang darauf, keinen Augenblick mehr zu verlieren, und sie verließen die Zelle, um nach dem Nonnengarten zu gehen.

Verschiedene Nonnen giengen an ihnen vorbey, als sie ins Refektorium herunter stiegen, ohne aber Ellena besonders zu bemerken, die, so wie sie diesem ängstlichen Zimmer näher kamen, sich dichter in ihren Schleier hüllte, und sich mit schwererem Druck an den Arm ihrer treuen Freundin hieng. An der Thüre begegneten sie der Aebtissin, die beim Abendessen die Nonnen überzählt und Olivien vermißt hatte. Ellena tratt zurück, um sich der Beobachtung zu entziehen und die Aebtissin vorüber zu lassen: Olivia aber mußte stehen bleiben und der Aebtissin, die nach ihr fragte, antworten. Sobald sie sich aber entschleiert hatte, ließ man

sie ungehindert gehen und Ellena, die sich unter das Gedränge, das die Aebtissin umgab, gemischt hatte, und unentdeckt geblieben war, folgte Olivien mit bebendem Schritt durch das Refektorium. Die Nonnen waren glücklicher Weise zu sehr mit dem Gastmahl beschäftigt, um sich in diesem Augenblick umzusehn, und die Flüchtlinge erreichten unbemerkt die andre Thüre.

In dem Vorsaal, zu welchem sie herabstiegen, begegnete ihnen häufig das Gesinde, das Schüsseln aus dem Refektorio in die Küche trug; und in dem Augenblick, wo sie die Thüre öffneten, die nach dem Garten führte, fragte eine Schwester, die sie bemerkt hatte, ob sie schon die Frühglocke gehört hätten, weil sie nach der Kapelle zugiengen.

Ueber diese gefährliche Unterbrechung erschrocken, drückte Ellena Oliviens Arm zum Zeichen des Stillschweigens und wollte weiter eilen, als Olivia bedachtsamer still stand und die Frage ruhig beantwortete, worauf man sie gehen ließ.

Als sie durch den Garten nach dem Thore giengen, stieg Ellenas Angst, daß Vivaldi es vielleicht hätte verlassen müssen, so hoch, daß sie kaum den Muth hatte, weiter zu schreiten. „O wenn mir die Kräfte gebrächen, ehe ich es erreichte, sagte sie leise zu Olivien; oder wenn ich es zu spät erreichte!“

Olivia suchte sie aufzurichten und zeigte ihr das Thor, auf welches das Mondlicht fiel: „Am Ende dieses Gangs nur, sagte sie — sehn Sie, wo die Schatten der Bäume sich öffnen, ist unser Kerker.“

Dieser Anblick gab Ellenen neue Kräfte und sie eilte mit leichtern Schritten den Gang hinab; allein das Thor schien ihrer zu spotten und vor ihr zurückzuweichen. Die Müdigkeit überwältigte sie in diesem langen Gange; ehe sie den so ängstlich gesuchten Ort erreichen konnte, mußte sie athemlos und erschöpft noch einmal still stehn und rief noch einmal in tödtlicher Angst: „O wenn mir die Kräfte gebrächen, ehe ich es erreichte! O wenn ich in der Nähe dieses Thores selbst umsänke!“

Die Ruhe eines Augenblicks setzte sie in Stand weiter zu gehen, und sie stand nicht eher still, bis sie das Thor erreicht hatten, wo Olivia den klugen Rath gab, daß sie sich erst Gewißheit, wer außen sey, verschaffen, und eine Antwort auf das Signal abwarten wollten, welches Vivaldi vorgeschlagen hatte, ehe sie es wagten, sich kund zu geben. Sie that also einen Schlag an das Holz und bei der ängstlichen Pause, die darauf folgte, hörten sie ganz genau Stimmen außen flüstern, aber kein Signal beantwortete das ihrige.

„Wir sind verrathen, sagte Ellena leise, aber wenigstens will ich das Aergste auf einmal wissen, und sie wiederholte das Signal,

welches zu ihrer unaussprechlichen Freude durch drey schnelle Schläge ans Thor beantwortet wurde. Olivia wollte mißtrauischer, die plötzliche Hoffnung ihrer Freundin dämpfen, bis sie mehr Beweise hätten, daß es wirklich Vivaldi sey; allein ihre Vorsicht kam zu spät; ein Schlüssel knarrte bereits im Schlosse; die Thüre öffnete sich und zwey vermummte Personen erschienen. Ellena wollte sich eilends zurückziehen, als eine wohlbekannte Stimme sie zurückrief, und sie bei dem Licht einer halb bedeckten Laterne, die Jeronimo hielt, Vivaldi erkannte.

„O Himmel", rief er mit einer Stimme, die vor Freuden zitterte, als er sie bei der Hand ergriff — „ist es möglich, daß Sie wieder mein sind! Wüßten Sie nur, was ich in dieser letzten Stunde gelitten habe! —" Er bemerkte Olivien und trat schnell zurück, bis Ellena ihm ihre tiefe Verpflichtung gegen die Nonne äußerte.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," sagte Jeronimo mürrisch. „Sie werden vielleicht gewahr werden, daß wir bereits zu lange gezögert haben."

„So leben Sie denn wohl, theuerste Ellena," rief Olivia, „möge der Schutz des Himmels Sie nie verlassen!"

Ellenas Furcht wich nunmehr dem zärtlichsten Kummer, als sie am Busen der Nonne weinend, ihr sagte: „Leben Sie wohl! o le-

ben Sie wohl, meine Geliebte, zärtliche Freundin! Ich darf Sie nie, nie wieder sehen, aber ich werde Sie nie vergessen; und Sie haben versprochen, daß ich Nachricht von Ihnen haben soll: erinnern Sie sich an das Kloster della Pieta!"

„Sie hätten das alles inwendig ausmachen sollen," sagte Jeronimo; „wir haben schon zwei Stunden hier gewartet."

„Ach Ellena," sagte Vivaldi, indem er sie sanft von der Nonne losmachte, „besitze ich denn nur den zweiten Platz in Ihrem Herzen?"

Ellena trocknete sich die Thränen ab und antwortete mit einem Lächeln, das beredter war, als Worte; nachdem sie Olivien noch einmal und noch einmal Lebewohl gesagt hatte, reichte sie ihm die Hand und verließ das Thor.

„Es ist Mondenlicht," merkte Vivaldi gegen Jeronimo an, „Ihre Leuchte ist unnütz und könnte uns verrathen."

„In der Kirche werden wir sie brauchen," versetzte Jeronimo, „so wie auch in einigen krummen Gängen, durch die wir gehen müssen: denn Sie wissen wohl, Signor, daß ich es nicht wagen darf, Sie durch das große Thor zu führen."

„So führen Sie uns denn," erwiederte Vivaldi — und sie erreichten einen von den Cypressengängen, die nach der Kirche führten; ehe sie aber hinein traten, stand Ellena still und

sah nach der Gartenthüre zurück, um Olivien noch einmal zu sehn. Die Nonne war noch da, und Ellena sah sie schwach im Mondenlichte zum Zeichen des letzten Lebewohls mit der Hand winken. Ellenas Herz war voll; sie weinte und zögerte und erwiederte das Zeichen, bis Vivaldi sie mit sanfter Gewalt fortriß.

„Ich beneide Ihrer Freundin diese Thränen und bin eifersüchtig auf die Zärtlichkeit, welche sie hervorlockt. Weinen Sie nicht mehr, meine Ellena."

„Wenn Sie ihren Werth, und die Verbindlichkeit, welche ich ihr schuldig bin, kennten!" sagte Ellena schluchzend. Ihre Stimme zerschmolz in einem Seufzer und Vivaldi drückte nur stillschweigend ihre Hand.

Als sie durch den dunkeln Gang giengen, der nach der Kirche führte, sagte Vivaldi: Sind Sie auch überzeugt, Vater, daß keiner von den Brüdern an den Schreinen auf unserm Wege Buße thut?"

„An einem Feste Buße thun, Signor! weit wahrscheinlicher ist es, daß sie um diese Zeit die Zierrathe abnehmen."

„Das wäre eben so unglücklich für uns," sagte Vivaldi, „können wir die Kirche nicht vermeiden?"

Jeronimo versicherte ihn, daß dies unmöglich wäre; sie traten sogleich in einen von den einsamen Gängen, wo er seine Laterne hervor nahm; denn die Fackeln, welche früh Morgens

den unzähligen Schreinen einen Glanz ertheilten, waren erloschen; ausgenommen die am Hochaltar, welche so weit entfernt waren, daß ihre Strahlen lange vorher, ehe sie den Theil der Kirche, wo die Flüchtlinge sich befanden, erreichten, in Dämmerung erblaßten. Hie und da warf zwar noch eine sterbende Lampe einen zitternden Schein auf das Bild unter ihr und verschwand wieder; dieser matte Schimmer diente vielmehr, die Entfernungen in der langen Perspektive von Schwibbogen zu bezeichnen, als die dunkle Einsamkeit zu erhellen; kein Laut, nicht einmal ein Flüstern, schlich sich längs dem Pflaster hin.

Sie giengen quer durch die Kirche nach einer Seitenthüre, die nach dem Hofe und nach dem Felsen führte, der das Bild Unsrer Frau vom Berge Carmel einfaßte. Hier beunruhigte der plötzliche Schein von Fackeln, die aus der Höhle hervorgiengen, die Flüchtlinge, die sich schon zurückziehen wollten, als Jeronimo, der voraus gieng, um den Ort zu untersuchen, sie versicherte, daß keine Spur von einem menschlichen Wesen zu sehn wäre, und daß die Lichter Tag und Nacht um das Bild brennten.

Durch diese Erklärung beruhigt, folgten sie in die Höhle, wo ihr Führer eine Stelle des Gitterwerks um die Heilige zurückbog, und sie an das äußerste Ende des Gewölbes führte, wo sie tief eingesenkt eine kleine Thüre sahen.

Wäh-

Während Ellena vor Angst zitterte, schloß Jeronimo auf und sie entdeckten hinter der Thüre einen schmalen Gang, der sich durch den Felsen wand. Der Mönch gieng voraus, aber Vivaldi, der Ellenas Argwohn theilte, stand beym Eingang still und fragte, wohin er sie führte.

„Nach dem Orte Ihrer Bestimmung," erwiederte der Mönch mit dumpfer Stimme; eine Antwort, die Ellena beunruhigte und Vivaldi nicht befriedigte. „Ich habe mich Ihrer Führung hingegeben," sagte er, „und Ihnen anvertraut, was mir theurer als das Daseyn ist. Ihr Leben," er zeigte auf das kurze Schwerdt, das er unter seinem Pilgerwamms verborgen hatte; Ihr Leben — verlassen Sie sich auf mein Wort — soll mir für Ihre Verrätherei stehn. Wenn Sie eine böse Absicht haben, so stehen Sie einen Augenblick still und bereuen, oder Sie sollen nicht lebendig aus diesem Gange kommen."

„Wollen Sie mir drohen?" erwiederte der Mönch mit finsterm Gesicht. „Wozu würde mein Tod Ihnen helfen? Wissen Sie nicht, daß jeder Bruder im Kloster auftreten würde, ihn zu rächen?"

„Ich weiß nur, daß ich einen Verräher, wenn es einer ist," sagte Vivaldi, „in Sicherheit bringe, und dieses Frauenzimmer gegen Ihre Schaar von Mönchen vertheidigen will!"

In diesem Augenblick fiel Ellenen ein, daß dieser Gang wahrscheinlich nach der Gefängnißkammer führte, welche, nach Oliviens Beschreibung, in einer tiefen Höhle des Klosters lag, und daß Jeronimo sie gewiß betrogen hätte. Sie weigerte sich weiter zu gehen. „Wenn Sie eine ehrliche Absicht haben,“ sagte sie, „warum führen Sie uns denn nicht geraden Wegs durch ein Thor des Klosters; warum werden wir in diese unterirrdischen Labyrinthe gebracht?“

„Es giebt keinen geraden Weg, außer durch das Portal, antwortete Jeronimo, und dies ist der einzige andre Gang, der aus den Mauern führt.“ — „Und warum können wir nicht durch das Portal herausgehen?“ fragte Vivaldi.

„Weil es mit Pilgern und Layenbrüdern besetzt ist,“ erwiederte Jeronimo, „und wenn Sie auch sicher hindurch kämen, was sollte aus der Dame werden? Aber Sie wußten ja das alles vorher, Signor, und waren bereitwillig genug, mir zu trauen. Der Gang hier führt in einiger Entfernung nach den Klippen. Ich habe mich schon mehr als zu vieler Gefahr ausgesetzt und mag nicht noch mehr Zeit verlieren: wenn es Ihnen also nicht gefällig ist, weiter zu gehen, so will ich Sie verlassen und Sie mogen thun was ihnen beliebt.“

Er beschloß diese Worte mit einem spöttischen Lachen, und wollte die Thüre wieder ver-

schließen; allein Vivaldi, für die wahrscheinliche Folge seiner Empfindlichkeit besorgt, und durch die anscheinende Gleichgültigkeit des Mönchs einigermaßen beruhigt, bemühte sich, ihn zu besänftigen, und Ellenen Muth einzusprechen; beides gelang ihm.

Doch waren seine Zweifel nicht so ganz überwunden, daß er sich nicht bei seinem stillschweigenden Folgen durch den dunkeln Gang auf einen Angriff hätte gefaßt machen sollen; mit der einen Hand führte er Ellena und in der andern hielt er seinen Degen.

Der Gang war von beträchtlicher Länge, und ehe sie das Ende erreichten, hörten sie in der Ferne Musik zwischen den Felsen. „Horch!" rief Ellena, „woher kommen diese Töne?"

„Aus der Höhle, die wir verlassen haben," erwiederte Jeronimo; „es ist ein Zeichen, daß es Mitternacht ist; es ist der letzte Gesang der Pilger am Schrein unsrer Dame. Machen Sie geschwind, Signor! man wird mich rufen."

Die Flüchtlinge wurden nun inne, daß ihnen aller Rückweg abgeschnitten war, und daß, wenn sie noch einige Augenblicke in der Höhle gezögert häten, sie von diesen Andächtigen würden überrascht worden seyn; es war ohnehin möglich, daß es einigen einfiel, in diesen Gang zu kommen, und daß sie ihre Flucht noch jetzt hinderten. Als Vivaldi diese Besorgnisse äußerte, versicherte Jeronimo mit einem hämi-

schen Lächeln: „das hätte keine Gefahr, denn der Gang," setzte er hinzu, „ist nur den Brüdern des Klosters bekannt."

Vivaldis Zweifel verschwanden, als er ferner vernahm, daß der Gang nur von den Klippen außen nach der Höhle führte, und zu dem Zweck gebraucht würde, solche Dinge, als man für nöthig hielt, um die abergläubische Verwunderung der Andächtigen zu erregen, insgeheim nach dem Schreine zu bringen.

Während er in nachdenkendem Stillschweigen fortschritt, tönte eine ferne Glocke dumpf durch die Wände des Felsens. „Die Frühglücke läutet!" sagte Jeronimo mit anscheinender Unruhe; meine Gegenwart wird erfordert. Signora beschleunigen Sie Ihren Schritt!" Eine unnöthige Forderung: denn Ellena gieng bereits mit äußerster Schnelligkeit; sie freute sich jetzt, eine Thüre in einer Krümmung des Ganges wahrzunehmen, die, wie sie hoffte, sie aus dem Kloster führen würde. Doch sah sie bald, daß der Gang sich noch weiter erstreckte, und die Thüre, die ein klein wenig offen stand, ließ einen Blick in eine dunkel erleuchtete Kammer im Felsen thun.

Vivaldi, den das Licht beunruhigte, fragte, als er vorüber war, ob jemand in der Kammer wäre? und erhielt eine zweideutige Antwort von Jeronimo, der ihnen jedoch bald ein gewölbtes Thor zeigte, welches den Gang beschloß. Sie giengen mit leichterm Schritte

fort, denn Hoffnung belebte jetzt ihre Herzen, und als sie das Thor erreichten, verschwand alle Besorgniß. Jeronimo gab die Lampe an Vivaldi, während er sich bemühte, die Thüre aufzuriegeln und aufzuschließen, und Vivaldi schickte sich an, den Bruder für seine Treue zu belohnen, als sie wahrnahmen, daß die Thüre nicht nachgeben wollte. Eine schreckliche Vorstellung bemächtigte sich Vivaldi's. Jeronimo drehte sich um, und sagte kalt: „ich fürchte, wir sind verrathen; das zweite Schloß ist verschlossen! ich habe nur den Schlüssel zum ersten.“

„Wir sind verrathen,“ sagte Vivaldi mit entschlossenem Tone; „allein bilden Sie sich nicht ein, daß Ihre Verstellung Sie verbirgt. Ich merke wohl, wer uns verrathen hat. Erinnern Sie sich meiner Versicherung und überlegen Sie noch einmal, ob es Ihr Vortheil ist, uns zu hindern.“

„Signor,“ erwiederte Jeronimo, „ich betheure Ihnen bei unserm Schutzheiligen, daß ich an dem Verschließen dieser Thüre nicht Schuld bin, und daß ich sie gerne öffnen würde, wenn ich könnte. Das Schloß hier war vor einer Stunde noch nicht verschlossen. Ich bin um so mehr darüber erstaunt, weil dieser Ort selbst von den heiligsten Fußtritten selten besucht wird; ich fürchte, wer jetzt hier gewesen ist, muß durch Argwohn hergebracht seyn und will Ihre Flucht hintertreiben.

„Ihre schlaue Erklärung, Bruder, mag Ihnen vielleicht bei einer geringern Gelegenheit durchhelfen, aber nicht bei dieser," erwiederte Vivaldi; „schließen Sie entweder das Thor auf, oder machen Sie sich auf das Aergste gefaßt. Sie sollen erfahren, daß, so geringe ich auch mein eigenes Leben achte, ich dieses Frauenzimmer nie den Schrecknissen überlassen will, die Ihre Genossenschaft ihr vielleicht schon bereitet hat."

Ellena rief ihre fliehenden Lebensgeister zurück, um Vivaldi's Unwillen zu besänftigen und sowohl die Folge seines Verdachtes zu verhindern, als Jeronimo zu bewegen, ihnen das Thor zu öffnen. Ihre Bemühungen aber brachten nichts als einen langen Streit hervor; endlich aber wurde Vivaldi durch die Kunst oder die Unschuld des Bruders besänftigt; er bemühte sich nun, das Thor zu sprengen, während Jeronimo ihm vergebens die Stärke desselben und das gewisse Verderben vorstellte, das über ihn selbst kommen müßte, wenn man entdeckte, daß er dazu behilflich gewesen wäre.

Das Thor blieb unbeweglich; weil aber Vivaldi keine andre Möglichkeit der Flucht sah, ließ er sich nicht so leicht von dem Versuche abbringen; alle Möglichkeit, sich zurückzuziehen, war ohnehin verschwunden, da die Kirche und Höhle jetzt mit Andächtigen, die der Frühmesse beiwohnten, angefüllt war.

Doch schien Jeronimo nicht ganz an der Möglichkeit ihrer Rettung zu verzweifeln; nur gab er zu, daß sie wahrscheinlich die ganze Nacht und vielleicht auch den folgenden Tag in diesem finstern Gange würden verborgen bleiben müssen. Endlich würde beschlossen, daß er nach der Kirche zurückgehen sollte, um zu untersuchen, ob noch eine Möglichkeit vorhanden wäre, daß die Flüchtlinge unbemerkt das große Portal erreichen könnten; er führte sie in die Kammer, auf die sie im Vorübergehen einen flüchtigen Blick geworfen hatten, und gieng nach dem Schreine.

Eine ziemlich lange Zeit nach seinem Fortgehn gaben sie die Hoffnung nicht auf; allein ihr Vertrauen verminderte sich, je länger er ausblieb und ihre Ungewißheit wurde endlich fürchterlich. Nur um Vivaldi's willen, dem Ellena sorgfältig alles verheelte, was sie von dem Schicksal, welches im Kloster unausbleiblich auf sie warten mußte, fürchtete, schien Ellena es mit Ruhe zu ertragen. Ohngeachtet Jeronimo's anscheinender Redlichkeit kehrte doch ein Argwohn seiner Verrätherei in ihre Seele zurück. Die kalte, dumpfe Luft dieser Kammer glich der Luft des Grabes, und als sie sich darin umsah, schien sie ihr genau mit der Beschreibung überein zu stimmen, die Olivia ihr von dem Gefängnisse gemacht hatte, in welchem die Nonne verschmachtete und starb. Es war mit dem Felsen gemauert und gewölbt,

hatte nur eine kleine vergitterte Spalte im Dach, um Luft einzulassen und enthielt keine Meubeln, außer einem Tisch, einer Bank und der Lampe, welche es dunkel erleuchtete. Es setzte sie immer mehr in Verwunderung, daß an einem so entlegenen und einsamen Orte eine Lampe brannte, wenn sie an Jeronimos Versicherung dachte, daß selbst heilige Schritte selten dieses Weges kämen, und sich erinnerte, daß er gar keine Verwunderung über eine nach seiner eigenen Aussage so ungewöhnliche Erscheinung geäußert hatte. Es schien ihr aufs neue, daß sie durch Verrätherey in eben das Gefängniß gelockt war, welches die Aebtissin ihr bestimmt hatte und ihr Schrecken bei dieser Vermuthung war so groß, daß sie auf dem Punkte stand, es Vivaldi zu entdecken; allein die Besorgniß vor dem Unheil, worin sein verzweifelter Muth ihn stürzen würde, hielt sie zurück.

Während diese Betrachtungen Ellena beschäftigten und jede Gewißheit ihr erträglicher schien, als dieser Zweifel, sah sie sich oft im Zimmer umher, um einen Gegenstand zu entdecken, der ihren Verdacht, daß dieses die Sterbekammer der unglücklichen Nonne gewesen sey, entweder bestätigen oder widerlegen könnte. Sie sah nichts; aber als ihre Augen mit beinahe wahnsinniger Heftigkeit umher blickten, entdeckte sie etwas Schattigtes in einem fernen Winkel auf der Erde; als sie näher hinzu gieng,

fand sie — was ihr eine schreckliche Hieroglyphe zu seyn schien, eine Madratze von Stroh, in welcher sie das Todtenbette der elenden Abgeschiedenen zu sehn glaubte: ja noch mehr, sie bildete sich ein, daß ihr Körper den Druck zurückgelassen hätte, der noch immer darauf zu sehn war.

Indem Vivaldi sie bat, ihm die Ursache des Entsetzens, das sie verrieth, zu sagen, wurde Beider Aufmerksamkeit durch einen hohlen Seufzer, der neben ihnen aufstieg, erregt. Ellena ergriff unwillkührlich Vivaldi's Arm und horchte leichenblaß auf eine Erneuerung des Lauts; allein alles blieb still.

„Das war gewiß nicht Einbildung," sagte Vivaldi nach einer langen Pause; „Sie hörten es also auch?"

„Ja wohl!" erwiederte Ellena.

„Es war ein Seufzer, nicht wahr?" setzte er hinzu.

„O ja, und welch ein Seufzer!"

„Es ist jemand neben uns verborgen," sagte Vivaldi, und sah sich rund um: „aber fürchten Sie nichts, Ellena, ich habe einen Degen."

„Einen Degen! ach Sie wissen nicht — aber hören Sie, schon wieder!"

„Das war sehr nahe bei uns," sagte Vivaldi; „diese Lampe brennt so kümmerlich!" — Er hielt sie hoch in die Höhe, um die fernste Dunkelheit der Kammer zu durchdrin-

gen — „Ha, wer geht da?" rief er, und sprang plötzlich vorwärts; aber Niemand erschien und eine Stille, wie vom Grabe, kehrte wieder.

„Wenn du ein Leidender bist, so sprich," sagte Vivaldi endlich, „bei Gefährten deines Leidens wirst du Mitgefühl finden. Wenn deine Absichten böse sind, so zittre, denn du wirst sehen, daß die Verzweiflung alles vermag."

Es erfolgte noch immer keine Antwort, und er gieng mit der Lampe nach dem andern Ende der Kammer, wo er eine kleine Thüre im Felsen entdeckte. In demselben Augenblick hörte er inwendig einen tiefen, zitternden Ton, als von einer Person in Gebet oder im Todeskampfe. Er drückte gegen die Thüre, die, zu seiner Verwunderung, sogleich aufgieng, und entdeckte eine Person, die mit so ganz hingegebner Andacht vor einem Crucifix kniete, daß sie die Gegenwart eines Fremden nicht bemerkte, bis Vivaldi sprach. Die Person stand nun von den Knien auf und zeigte ihm die versilberten Schläfen und bleichen Züge eines alten Mönches. Der milde und kummervolle Ausdruck des Gesichts und der sanfte Glanz von Augen, die noch immer etwas vom Feuer des Genies zu haben schienen, rührte Vivaldi und machte Ellenen Muth.

Eine unerkünstelte Verwunderung erschien auf dem Gesichte des Mönches; allein Vivaldi scheute sich doch, ohngeachtet der einneh-

menden Güte auf des Mönches Gesicht, seine Fragen zu beantworten, bis der Alte ihm zu verstehen gab, daß eine Erklärung selbst zu seiner eignen Sicherheit nothwendig wäre. Mehr durch das Wesen des Mönchs aufgemuntert, als durch diesen Wink furchtsam gemacht, und von dem Verzweifelten seiner Lage überzeugt, vertraute Vivaldi ihm einen Theil seiner Verlegenheit an.

Der Vater hörte ihm mit tiefer Aufmerksamkeit zu, und sah abwechselnd ihn und Ellena mitleidig an: etwas Fremdartiges in ihm schien gegen das Mitleid zu kämpfen, das ihn aufrief, den Fremden beizustehn. Er fragte, wie lange Jeronimo schon weg sey, und schüttelte bedeutend den Kopf, als er hörte, daß das Thor des Ganges mit einem doppelten Schlosse befestigt gewesen wäre. „Sie sind verrathen, meine Kinder," sagte er; „Sie haben mit der Einfalt der Jugend vertraut und die List des Alters hat Sie betrogen."

Diese schreckliche Ueberzeugung rührte Ellena bis zu Thränen, und Vivaldi, der kaum im Stande war, den Unwillen zu unterdrücken, den die Vorstellung einer solchen Verrätherei in ihm erregte, war unfähig, ihr einigen Trost anzubieten.

„Ich erinnre mich, Sie, meine Tochter, diesen Morgen in der Kirche gesehen zu haben," bemerkte der Mönch. „Ich erinnre mich auch, daß Sie gegen die Gelübde protestirten, die

Sie dort versiegeln sollten. Ach mein Kind! dachten Sie wohl an die Folgen eines solchen Schrittes?"

„Ich hatte nur die Wahl zwischen Uebeln," antwortete Ellena.

„Ehrwürdiger Vater," sagte Vivaldi, „ich will nicht glauben, daß Sie einer von denjenigen sind, die zur Verfolgung der Unschuld behülflich waren, oder sie billigten. Kennten Sie das unglückliche Schicksal dieses Frauenzimmers, so würden Sie ihr Mitleid schenken und sie erretten; aber es ist jetzt nicht Zeit zu Erläuterungen, und ich kann Sie nur bei allem, was heilig ist, beschwören, ihr behilflich zu seyn, aus dem Kloster zu kommen! Hätte ich Zeit Ihnen zu erzählen, welcher ungerechten Mittel man sich bedient hat, sie in diese Mauern zu bringen -- wenn Sie wüßten, daß sie als eine elternlose Waise um Mitternacht aus ihrer Heimath gerissen wurde, daß bewaffnete Räuber sie hieher brachten, und zwar auf Befehl von Fremden, denn sie hat keinen einzigen Verwandten am Leben, der ihr Recht der Unabhängigkeit behaupten, oder sie von ihren Verfolgern zurückfordern könnten. — O ehrwürdiger Vater, wenn Sie das alles wüßten!" — Er war nicht im Stande, weiter zu reden.

Der Mönch betrachtete Ellena aufs neue voll Mitleid, aber noch immer mit nachdenkendem Stillschweigen.

„Das alles mag sehr wahr seyn,“ sagte er endlich; „aber“ — er stockte.

„Ich verstehe Sie, ehrwürdiger Herr,“ sagte Vivaldi; „Sie verlangen Beweise, aber wie kann ich hier Beweise herbeischaffen? Sie müssen sich auf die Ehre meines Wortes verlassen. Und wenn Sie geneigt sind, uns beizustehn, so müssen Sie es gleich thun; während Sie sich besinnen, sind wir verloren. Mich dünkt, ich höre schon jetzt Jeronimo's Schritt.“

Er schlich leise an die Thüre des Zimmers, aber es war noch alles still. Der Mönch horchte ebenfalls, aber er überlegte auch, während Ellena mit zusammengeschlagnen Händen und einem Blick voll inständigen Flehens und Entsetzens seine Entscheidung erwartete.

„Es kommt Niemand,“ sagte Vivaldi; „noch ist es nicht zu spät! — Guter Vater, wenn Sie uns dienen wollen, so thun Sie es schnell.“

„Arme Unschuldige!“ sagte der Mönch halb zu sich selbst, — „in diesem Zimmer! an diesem unglücklichen Orte!“

„In diesem Zimmer!“ rief Ellena, die seine Meinung ahndete; „in diesem Zimmer also ließ man eine Nonne verschmachten, und ich bin ohne Zweifel hieher gebracht, um ein gleiches Schicksal zu leiden!“

„In diesem Zimmer!“ wiederholte Vivaldi mit der Stimme der Verzweiflung. „O

heiliger Mann, wenn Sie wirklich geneigt sind, uns beizustehn, so lassen Sie uns diesen Augenblick handeln: im nächsten kommen vielleicht Ihre besten Absichten zu spät!"

Der Mönch, der Ellena, als sie der Nonne erwähnte, mit der äußersten Verwundrung betrachtet hatte, zog jetzt seinen Blick von ihr ab: ein Paar Thränen fielen auf seine Wange, aber er trocknete sie schnell und schien einen Schmerz bekämpfen zu wollen, der tief in seinem Herzen lag.

Da Vivaldi fand, daß Bitten keine Kraft hatten, seinen Entschluß zu beschleunigen, und da er jeden Augenblick Jeronimo's Zurückkunft erwartete, gieng er mit tödtlicher Angst das Zimmer auf und ab; noch einmal stand er an der Thüre still, um zu horchen, und rief dann, beinahe hoffnungslos, die Menschlichkeit des Mönchs wieder an. Ellena, die sich mit schaudernden Schrecken rings im Zimmer umsah, rief zu wiederholten malen: „An diesem nämlichen Orte! in dieser Kammer! O von welchen Leiden sind diese Mauern Zeuge gewesen! Von welchen werden sie es noch seyn!"

Vivaldi bemühte sich nun, Ellena zu trösten, und drang aufs neue in den Mönch, diesen kritischen Augenblick zu ihrer Rettung anzuwenden. „O Himmel," rief er, „wenn sie jetzt entdeckt wird, so ist ihr Schicksal entschieden!"

„Ich darf nicht sagen," unterbrach ihn der Mönch, „was für ein Schicksal das seyn würde; oder was mein eignes seyn würde, wenn ich einwilligte, Ihnen beizustehn; allein, so alt ich auch bin, habe ich doch noch nicht ganz für Andre zu fühlen vergessen! Mögen sie die wenigen übrigen Jahre meines Lebens unterdrücken, allein die blühenden Tage der Jugend sollen nicht schmachtend vergehn; sie sollen blühen, meine Kinder, wenn es in meiner Kraft ist, Ihnen zu helfen. Folgen Sie mir ans Thor; wir wollen sehn, ob nicht mein Schlüssel alle Schlösser, die es versperren, öffnen kann."

Vivaldi und Ellena folgten sogleich den wankenden Schritten des alten Mannes, der oft still stand, um zu horchen, ob Jeronimo, oder einer von den Brüdern, dem er Ellenas Lage vielleicht verrathen hätte, sich näherte: allein kein Echo schlich sich durch den einsamen Gang; als sie aber das Thor erreichten, hörten sie ferne Fußtritte auf dem Erdboden wiederhallen.

„Sie nähern sich, Vater," flüsterte Ellena. „O wenn der Schlüssel diese Schlösser nicht augenblicklich öffnet, so sind wir verloren. Horch! jetzt höre ich ihre Stimmen; sie rufen mich beim Namen! Es ist bereits entdeckt, daß wir die Kammer verlassen haben."

Während der Mönch mit zitternder Hand den Schlüssel einsteckte, gab Vivaldi sich zu

gleicher Zeit Mühe, ihm beizustehn, und Ellena aufzumuntern.

Die Schlösser wichen und das Thor offnete sich mit einem male auf die vom Mondlicht beleuchteten Berge. Ellena hörte noch einmal mit dem Freudengefühle der Freyheit das Nachtlüftchen zwischen den herabhängenden Zweigen der Palmen hinstreifen, die ein grob gearbeitetes flaches Dach vor dem Thore hoch überschatteten.

„Es ist jetzt keine Zeit zum Danken, meine Kinder,“ sagte der Mönch, als er merkte, daß sie reden wollten. „Ich will das Thor befestigen und mich bemühn, Ihre Verfolger aufzuhalten, damit Sie Zeit bekommen zu entwischen. Mein Segen begleite Sie!“

Ellena und Vivaldi behielten kaum einen Augenblick übrig, um ihm Lebewohl zu sagen, ehe er die Thüre zumachte, und Vivaldi wollte sie eilends nach dem Orte führen, wohin er Paulo mit den Pferden bestellt hatte, als sie um einen Winkel der Klostermauer sich drehend, einen langen Zug von Pilgern nicht weit von ihnen aus dem Portal hervorgehn sahen.

Vivaldi zog sich zurück; weil er aber mit jedem Augenblick, den er in der Nähe des Klosters zögerte, Jeronimo's oder andrer Personen Stimme aus dem Gange zu hören fürchtete, so war er zuweilen geneigt, auf alle Gefahr weiter zu gehen; allein der einzige gangbare Weg, der nach dem Fuße des Berges führte,

war jetzt mit diesen Andächtigen angefüllt, und sich unter sie zu mischen, hieß beinahe dem gewissen Verderben entgegen eilen. Ein helles Mondenlicht zeigte ihnen deutlich jede Figur, die sich auf der Scene bewegte, und die Flüchtlinge hielten sich im Schatten der Mauern auf, bis sie, durch einen herannahenden Fußtritt gewarnt, an den Fuß der Klippen schlichen, die über einigen mit Palmen bepflanzten Hügeln zur Rechten aufstiegen, und deren dunkle Klüfte ihnen wenigstens für den Augenblick eine Zuflucht versprachen. Die Ruhe der Landschaft unten, als sie mit leisen Schritten längs den krummen Felsen hinschlichen, machte einen rührenden Contrast mit dem Tumult und Aufruhr ihrer Seelen.

Da sie sich nun in einiger Entfernung vom Kloster befanden, ruhten sie unter dem Schatten der Klippen, bis die Prozession, die sie zwischen den Klüften und Gebüschen des Berges herabsteigen sahn, fern genug seyn würde. Oft sahen sie nach dem Kloster zurück, und erwarteten Lichter aus dem Gange oder aus dem Portal hervorkommen zu sehn; sie horchten in stummer Angst nach dem dumpfen Geräusch der Verfolgung, aber das Lüftchen trug keinen Laut herbei; und keine schimmernde Lampe verrieth die Schritte eines Aufspähers.

Endlich ließ Ellenas Angst ein wenig nach, und sie hörte auf die Morgenhymne der Pilger, die durch die stille Nacht drang und zum

wolkenlosen Himmel hinauf stieg. Nicht ein fremder Laut mischte sich in den heiligen Gesang und selbst in den abgemessenen Pausen der Stimmen hörte sie nur das Säuseln des Laubes über sich. Die Wechselchöre, die in der Entfernung leiser wurden, und dann wieder mit dem Lüftchen heran schwollen, glichen einer Musik von Engeln, die Nachts auf den Spitzen der Berge wachen und sich mit himmlischen Melodien antworten, wenn sie in ihrer hohen Gränze umher schreiten und die schlafende Welt übersehn.

„Ach Ellena,“ sagte Vivaldi, „wie oft bin ich sonst in dieser Stunde um Ihre Wohnung geschlichen, getröstet durch das Bewußtseyn Ihrer Nähe! In diesen Mauern ruht sie, sagte ich, sie schließen meine ganze Welt ein, alles außer ihr ist für mich eine Wüste. Jetzt bin ich in Ihrer Gegenwart! O Ellena! jetzt, da Sie mir noch einmal wieder gegeben sind, lassen Sie nicht den Eigensinn der Möglichkeit uns wieder trennen! Lassen Sie mich Sie zu dem ersten Altare führen, der unsre Gelübde bestätigen kann.“

Vivaldi vergaß in dem Drange eines stärkern Gefühls das zarte Stillschweigen, das er sich aufzulegen beschlossen hatte, bis Ellena an einem Orte der Sicherheit seyn würde.

„Dies ist nicht der Augenblick, um über einen solchen Gegenstand zu reden,“ antwortete sie zögernd: „unsre Lage ist noch gefähr-

lich, wir zittern am eigentlichen Rande der Gefahr."

Vivaldi stand sogleich auf. „In welche Gefahr," sagte er, „hätte meine eigennützige Thorheit Sie beinahe gestürzt! Wir verweilen in dieser gefahrvollen Nachbarschaft, da der schwache Gesang der Pilger uns anzeigt, daß sie weit genug entfernt sind, um uns auf den Weg zu machen!"

Mit diesen Worten giengen sie vorsichtig zwischen den Klippen herab und sahen sich oft nach dem Kloster um, wo aber kein andres Licht erschien, als was der Mond über die Thürme und langen Fenster der Kathedralkirche verbreitete. Einen Augenblick bildete sich Ellena ein, auf ihrem Lieblingsthurme eine Fackel zu sehen, und der Gedanke, daß die Nonnen, vielleicht die Aebtissin selbst, sie dort aufsuchten, erneuerte ihre Angst und ihre Eile. Allein es waren nur die Strahlen des Mondes, die durch die einander gegenüber liegenden Fenster des Zimmers streiften, und die Flüchtlinge erreichten den Fuß des Berges, wo Paulo mit Pferden bereit stand, ohne weitere Unruhe. „Ach! Signor mio!" sagte der Bediente, „wie freue ich mich, Sie lebendig und munter zu sehn; da Sie so lange ausblieben, fürchtete ich schon, daß die Mönche Sie aufgegriffen hätten, um lebenslang Buße zu thun. Wie froh bin ich, daß Sie da sind!"

„Ich freue mich nicht weniger, dich zu sehn, guter Paulo. Aber wo ist der Pilgermantel, für den ich dich zu sorgen bat?“

Paulo gab ihn her, und sobald Vivaldi Ellenen hineingehüllt, und sie aufs Pferd gesetzt hatte, nahmen sie den Weg nach Neapel; denn Ellena hatte die Absicht, in dem Kloster della Pieta Zuflucht zu suchen. Weil aber Vivaldi fürchtete, daß ihre Feinde sie auf diesem Wege aufsuchen würden, so schlug er vor, ihn sobald als möglich zu verlassen und einen Umweg nach der Villa Altieri zu nehmen.

Sie erreichten bald den schrecklichen Paß, durch welchen Ellena nach dem Kloster gekommen war, und der in dieser dunkeln Stunde noch weit fürchterlicher schien: denn das Mondlicht fiel nur stellenweis auf die tiefen Schranken des Abgrundes, und oft wurde das Vorgebürge, an dessen Stirne der Weg hieng, gänzlich von andern Klippen und waldigten Spitzen, die über ihm aufstiegen, beschattet. Paulo aber, auf dessen Geist der Ort selten Einfluß hatte, hüpfte freudig fort, wünschte oft sich selbst und seinem Freunde zu ihrer Entkommung Glück, und schrie fröhlich in das Echo der Felsen, bis Vivaldi, der die Folge dieser lauten Fröhlichkeit fürchtete, ihm Einhalt that.

„Ach Signor, ich muß Ihnen gehorchen,“ sagte er, „aber mein Herz war noch nie in meinem Leben so voll, und ich möchte gerne

singen, um es eines Theils seiner Freude zu entladen. Die Falle, worin wir dort in dem Kerker, denn das ist der rechte Name des Ortes, geriethen, war arg genug. Aber was ist das dort am Himmel, Signor? Es sieht einer Brücke gewaltig gleich; nur hängt es so hoch, daß man nicht begreift, wie Jemand darauf kommen kann, eine Brücke an solch einem abgelegenen Orte zu bauen, es müßte denn seyn, um von Wolke zu Wolke zu steigen; noch weniger würde man sich um des Vergnügens willen hinüber zu gehen, die Mühe nehmen, herauf zu klettern."

Vivaldi sah auf, und Ellena nahm die Alpenbrücke wahr, über welche sie vor einigen Wochen mit solcher Unruhe in der mondhellen Aussicht fuhr; sie schwebte zwischen furchtbaren Klippen in der Luft, und der Strom tief unten stürzte die Felsenspalte hinab. Eine von den Klippen, die sie trugen, nebst einem Theil der Brücke selbst, lag in tiefen Schatten; die andre aber, mit Laubwerk befiedert, und den aufsteigenden Wellen zu ihren Füssen, war hell beleuchtet, und manches Gebüsch, von dem Schaume genetzt, stach funkelnd gegen den dunkeln Felsen ab, über den es hieng. Jenseits des Bogens erblaßte die lang gezogne Aussicht in neblichtes Licht.

„Wahrhaftig, rief Paulo, man sehe doch, was die Neugier thut! Sind da nicht würklich schon einige Leute, die ihren Weg auf die Brücke gefunden haben?

Vivaldi nahm jetzt Figuren auf der abhängigen Brücke wahr, und so wie ihre undeutlichen Gestalten im Mondscheine hinglitten, beunruhigten ihn andre Gefühle als die der Verwundrung: er fürchtete, es möchten Pilger seyn, die nach dem Bilde Unsrer Dame giengen, und von seinem Wege Nachricht geben könnten. Doch sah er keine Möglichkeit, ihnen auszuweichen; denn die Abgründe, die unmittelbar über ihnen aufstiegen und unten sanken, untersagten jeden Ausweg, und die Straße selbst war so schmal, daß kaum zwei Pferde einander vorbei gehen konnten.

„Sie sind alle die Brücke glücklich herunter gekommen," sagte Paulo, „und vielleicht ohne den Hals gebrochen zu haben; wo werden sie doch nun zunächst hingehn? Unser Weg, Signor, führt doch nicht zu der Brücke dort? Wir werden doch nicht auch unsern Weg in der Luft ausklauben? Das Brausen dieses Wassers hat mir den Kopf schon ganz betäubt; und die Felsen hier sind so schwarz wie die Mitternacht und scheinen immer über einen stürzen zu wollen; es ist schon genug einen zur Verzweiflung zu bringen, wenn man sie nur ansieht. Sie hätten nicht nöthig gehabt, Signor, meiner Fröhlichkeit Einhalt zu thun."

„Ich möchte gerne deiner Geschwätzigkeit Einhalt thun," antwortete Vivaldi. „Sey still und vorsichtig, guter Paulo, diese Leute sind uns vielleicht nahe, wenn wir sie auch nicht sehen.

„Der Weg führt also nach der Brücke,“ sagte Paulo schmerzhaft. „Sieh, dort sind sie wieder; sie winden sich rings um den Felsen und kommen auf uns zu.“

„Still, es sind Pilger,“ flüsterte Vivaldi; „wir wollen unter dem Schatten dieser Felsen bleiben, während sie vorüber gehn. Bedenke, Paulo, daß ein einziges unvorsichtiges Wort uns ins Verderben stürzen kann, und daß es meine Sache ist, zu antworten, wenn sie uns zurufen.“

„Ich gehorche Ihnen, Signor.“

Die Flüchtlinge zogen sich dicht unter die Klippen und giengen langsam fort; sie hörten ganz deutlich die herannahenden Pilger reden.

„Es giebt einem doch einigen Trost,“ sagte Paulo, „wenn man an einem solchen Ort wie dieser, fröhliche Stimmen hört! Der Himmel segne ihre fröhlichen Herzen; es scheint eine Pilgrimschaft zum Vergnügen zu seyn, aber sie werden nach und nach schon ernsthaft genug werden. Ich wünschte —“

„Paulo, hast du meine Warnung so bald vergessen?“ sagte Vivaldi scharf.

Die Andächtigen schwiegen plötzlich still, als sie die Reisenden gewahr wurden, bis derjenige, den sie für das Oberhaupt hielten, ihnen im Vorbeigehn zurief: „Heil im Namen unsrer Frau vom Berge Carmel!“ und sie den Gruß im Chore wiederholten.

„Heil! „rief Vivaldi, „die erste Messe ist vorbei,“ und ritt weiter.

„Aber wenn Ihr eilt, so könnt ihr noch zur zweiten recht kommen,“ sagte Paulo, „ihm nachsprengend.“

„Ihr kommt also eben von dem Bilde her?“ sagte einer von der Gesellschaft und könnt uns kund thun?

„Wir sind arme Pilger, so wie ihr,“ erwiederte Paulo, „und können euch eben so wenig sagen. Guten Morgen, Väter! dort schimmert die Dämmrung!“

Er holte seinen Herrn ein, der mit Ellena schnell fortgeritten war und ihm jetzt seine Unvorsichtigkeit vorwarf: die Stimmen der Carmeliten, welche die Morgenhymne sangen, verschwanden zwischen den Felsen, und die Ruhe der Einsamkeit kehrte wieder.

„Dank dem Himmel! dies Abentheuer ist vorüber,“ sagte Vivaldi.

„Und nun haben wir nur noch die Brücke zu übersteigen,“ sagte Paulo, „und dann hoffe ich, werden wir alle in Sicherheit seyn.

Sie betraten nun würklich die zitternden Bretter und sahen auf den Abgrund unter sich, als eine neue Gesellschaft die Straße herankam, die sie verlassen hatten, und ein Chor von andern Stimmen als die der Carmeliten sich in das dumpfe Geräusch des Wassers mischte.

Ellena, aufs neue beunruhigt, eilte fort und Vivaldi munterte sie noch mehr zur Eile

auf, ohngeachtet er ihr die Besorgniß, daß man ihnen nachsetzen möchte, auszureden suchte.

„Es sind nichts als Pilger, Signora," sagte Paulo, „sonst würden Sie nicht ein so lautes Geschrei voraus schicken: sie müssen denken, daß wir nicht hören können."

Die Reisenden eilten so schnell, als es der aufgerißne Weg erlaubte, und waren bald so weit entfernt, daß sie die Stimmen nicht mehr hörten; als aber Paulo sich umsah, nahm er zwei in Mäntel gehüllte Personen wahr, die unter den vorgebognen Klippen heran nahten und nur wenige Schritte von ihm entfernt waren. Ehe er seinem Herrn Nachricht geben konnte, waren sie ihm schon zur Seite.

„Kommt ihr von dem Bilde unsrer Frau?" fragte der Eine. Vivaldi, durch die Stimme aufgeschreckt, sah sich um und erkundigte sich, wer diese Frage thäte?"

„Ein Pilgerbruder," erwiederte der Mann, „der diese steilen Felsen hinangeklettert ist, bis seine Füße ihn nicht mehr tragen wollen. Habt Mitleid mit ihm und laßt ihn ein wenig reiten.

So mitleidig auch sonst Vivaldi gegen das Leiden Andrer war, glaubte er doch nicht, daß jetzt, wo Ellenas Sicherheit auf dem Spiele stand, der rechte Augenblick sey, seinem Gefühl nachzuhängen; er bildete sich sogar ein, der Fremde spräche mit verstellter Stimme. Sein Argwohn vermehrte sich, als der Fußgänger sich nicht abweisen ließ, sondern sich nach dem

Wege, den er nehmen würde, erkundigte und sich erboth, sich zu seiner Parthie zu gesellen: denn diese Berge, setzte er hinzu, sind voll Räuber, und eine große Gesellschaft läuft weniger Gefahr, von ihnen angefallen zu werden, als eine kleine."

„Wenn Sie so sehr müde sind, mein Freund," erwiederte Vivaldi, „wie können Sie denn mit unsern Pferden Schritt halten? Ich muß gestehn, daß Sie ein Wunder gethan haben, uns einzuholen."

„Die Furcht vor diesen Banditen," versetzte der Fremde, trieb uns so schnell."

„Sie brauchen nichts von Räubern zu fürchten," sagte Vivaldi, „wenn Sie nur Ihren Schritt mäßigen wollen: denn es ist eine große Gesellschaft von Pilgern unterwegens, die Sie bald einholen wird."

Er machte dem Gespräch ein Ende, indem er seinem Pferde die Spornen gab, und die Fremden blieben bald weit hinter ihnen zurück. Ihr Betragen hatte unsern Flüchtlingen allerdings Ursache zur Unruhe gegeben. So bald sie ihnen aber aus dem Gesichte waren, verloren sich alle Besorgnisse, und da sie endlich aus dem Passe hervorgiengen, verließen sie die Landstraße nach Neapel und schlugen einen einsamen Weg ein, der westwärts nach Aquila führte.

Zweites Kapitel.

Thus sang th' unletterd swain to th' oaks and rills
While the still morn went forth with sandals gray
And now the sun had stretch'd out all othe hills
And now was dropt into the western bay.

Milton.

Von der Spitze eines Berges zeigte das Morgenlicht den Reisenden den fernen See Celano, der am Fuße der hohen Appenninen weit im Süden schimmerte. Vivaldi hielt es für rathsam, seinen Weg dahin zu nehmen: denn der See lag so weit entfernt von dem geraden Wege nach Neapel, und von der Gegend von San Stefano, daß seine Ufer eine sichre Zuflucht versprachen. Auch glaubte er, daß in den Klöstern, die an diesen entzückenden Ufern ausgestreut lagen, sich leicht ein Priester finden würde, um ihre Hochzeit zu feiern, wenn er

Ellena bewegen könnte, in eine unverzügliche Heirath zu willigen.

Die Reisenden stiegen zwischen Olivenwäldern herab, und ließen sich bald von einigen Bauern, die bei der Arbeit waren, einen Weg beschreiben, der von Aquila nach der Stadt Celano führt; einer von den sehr wenigen Wegen, der sich durch die wilden Gebürge schleicht, die an jeder Seite den See einfassen. So wie sie sich dem Thale näherten, kam ihnen der Duft von Orangenblüthen aus der Morgenluft entgegen, und die würzigte Myrthe schickte ihren Wohlgeruch aus den Klippen hervor, welche sie dicht belaubte. Schattigte Reihen von Citronen- und Orangenbäumen breiteten sich längs dem Thale hin und Vivaldi hoffte, in den freundlichen Hütten der Bauern Ruhe und Erfrischung für Ellena zu finden.

Allein die Hütten, in welchen Paulo anfragte, waren leer, weil die Besitzer alle zu ihrer Arbeit gegangen waren; die Reisenden stiegen weiter und fanden sich bald zwischen Bergen, welche Heerden bewohnten, und wo der Duft der Orangeublüthe sich mit dem aromatischen Wohlgeruch der Weiden vertauschte.

„Signor, tönt da nicht ein Schäferhorn in der Ferne? Vielleicht wäre es möglich, dort einige Erfrischungen für die Signora zu finden."

Vivaldi horchte, und vernahm deutlicher eine Hoboye und ländliche Trommel.

Sie folgten dem Tone über den Rasen hin und erblickten eine Hütte, die durch ein Gebüsch von Mandelbäumen vor der Sonne geschützt war. Es war eine Milchhütte, die einigen Schäfern gehörte, welche nicht weit davon ihre Heerden bewachten und unter dem Schatten von Wallnußbäumen ausgestreckt, sich mit dem Spielen dieser ländlichen Instrumente ergötzten; eine Scene arkadischer Sitten, die bis auf diese Tage in den Gebürgen von Abruzzo nicht selten ist. Die Einfalt ihres Ansehns, das an Wildheit gränzte, war durch einen gastfreien Ausdruck gemildert. Ein ehrwürdiger Mann, der oberste Schäfer, kam ihnen entgegen, und sobald er ihr Bedürfniß hörte, führte er sie in seine kühle Hütte, wo Sahne, Käse, von Ziegenmilch gemacht, Honig, aus den süßen Kräutern der Berge gezogen, und getrocknete Feigen ihnen schnell aufgetragen wurden.

Ellena, mehr von ausgestandner Angst, als von der Reise angegriffen, legte sich nach dem Frühstück auf eine Stunde nieder; Vivaldi blieb auf der Bank vor der Hütte sitzen und Paulo, der Wache hielt, verdaute unter dem Schatten der Mandelbäume sein Frühstück und dachte über die Umstände nach, die sie zuletzt beunruhigt hatten.

Als Ellena wieder erschien, schlug Vivaldi vor, daß sie während der drückenden Hitze hier ruhen wollten, und da er sie jetzt für den Augenblick wenigstens in Sicherheit glaubte, wagte

er es, den Gegenstand zu erneuern, der ihm am meisten am Herzen lag: er stellte ihr vor, welche Uebel sie noch verfolgen könnten, und drang auf eine unmittelbare Vollziehung ihrer Heirath.

Gedankenvoll und niedergeschlagen hörte Ellena Vivaldi's Gründen und Bitten eine Zeitlang stillschweigend zu. Sie sah insgeheim die Richtigkeit seiner Gründe ein; allein sie schrak mehr als je vor der Indelikatesse, vor der Herabwürdigung zurück, sich in seine Familie zu drängen; eine Familie, von der sie nicht nur Beweise einer großen Abneigung erhalten, sondern auch schreckliche Ungerechtigkeit erlitten hatte, und mit noch härterer Grausamkeit bedroht wurde. Doch entband gerade diese Behandlung sie von aller Verbindlichkeit von allen Rücksichten der Delikatesse oder Großmuth gegen die Urheber ihres Leidens, und sie hatte nur ihre eigne und Vivaldi's Glückseligkeit in Betrachtung zu ziehen. Doch konnte sie sich nicht sogleich über einen Gegenstand bestimmen, von welchem das Schicksal ihres ganzen Lebens abhieng; und so zärtlich und dankbar sie auch Vivaldi liebte, konnte sie sich doch nicht enthalten, ihn an die Gründe zu erinnern, die ihre Entscheidung zurückhielten.

„Sagen Sie mir selbst, ob es mir geziemt, Ihnen meine Hand zu geben, so lange Ihre Familie, Ihre Mutter —" Sie hielt inne und erröthete, und brach in Thränen aus.

„Verschonen Sie mich mit dem Anblick dieser Thränen," sagte Vivaldi, „und einer Erinnerung an die Umstände, welche sie hervorgelockt haben. O! lassen Sie mich nicht daran denken, daß ihre Härte und Grausamkeit Sie zu ewigem Leiden bestimmt hatte!"

Vivaldis Züge zogen sich krampfhaft zusammen: er stand auf, gieng mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab, und verließ es dann, um in den Schatten der Bäume vor der Hütte zu gehen.

In wenig Augenblicken aber bekämpfte er seine Empfindung und kam zurück; er setzte sich auf die Bank neben Ellenen, ergriff ihre Hand und sagte feierlich mit einer Stimme, voll der höchsten Empfindung: „Ellena, Sie haben lange gesehn, wie theuer Sie mir sind; Sie können nicht an meiner Liebe zweifeln — Sie haben lange versprochen, in der Gegenwart derjenigen, die nicht mehr ist, deren Geist aber vielleicht in diesem Augenblick auf uns herab blickt, im Beiseyn derjenigen, die Sie meiner zärtlichsten Sorge vermachte, feierlich versprochen, auf ewig die meinige zu seyn. Bei diesen geheiligten Wahrheiten, bei diesen rührenden Erinnerungen beschwöre ich Sie, überlassen Sie mich nicht der Verzweiflung: machen Sie nicht, daß ich in der Wuth einer gerechten Empfindlichkeit über der grausamen und irrigen Politik der Mutter den Sohn vergesse. Weder Sie noch ich können die Fallstricke voraus sehn,

die man uns legen wird, sobald es heraus kommt, daß Sie San Stefano verlassen haben. Wenn wir zögern, unsre Gelübde auszuwechseln, so weiß ich und fühle es, daß Sie auf immer für mich verloren sind!"

Ellena war gerührt, und einige Augenblicke unvermögend zu antworten. Endlich trocknete sie ihre Thränen und sagte zärtlich: „Empfindlichkeit kann keinen Einfluß auf mein Betragen gegen Sie haben; mich dünkt, ich fühle keine gegen die Marquise, denn sie ist Ihre Mutter. Aber Stolz, beleidigter Stolz hat das Recht und sollte immer unsre Handlungen bestimmen. Die Zeit ist vielleicht jetzt gekommen, wo ich Ihnen auf immer entsagen müßte, wenn ich meiner selbst würdig handeln wollte."

„Mir entsagen!" unterbrach sie Vivaldi; „mir auf immer entsagen! Und ist es Ihnen also möglich, mir zu entsagen?" wiederholte er, seine Augen mit Heftigkeit und Bestürzung auf ihr Gesicht geheftet. „Sagen Sie mir mit einemmale, Ellena, ist es möglich?"

„Ich fürchte, nein!" erwiederte sie.

„Sie fürchten es! ach wenn Sie fürchten, so ist es nur zu möglich, und ich habe Sie bereits verloren! Sagen Sie mir nur, o! sagen Sie mir, daß Sie hoffen, es wäre nicht, dann will ich auch wiederum hoffen!"

Der Schmerz, womit er dies sagte, erweckte alle ihre Zärtlichkeit: sie vergaß die Zurückhaltung, die sie sich aufgelegt hatte, und sagte

mit

mit einem unaussprechlich süßen Lächeln: „Ich will weder fürchten noch hoffen. Ich will den Eingebungen der Dankbarkeit, der Zärtlichkeit Gehör geben, und glauben, daß ich Ihnen nie entsagen kann, so lange Sie unverändert bleiben."

„Glauben," wiederholte Vivaldi, „nur glauben! Und warum diese Erwähnung von Dankbarkeit, diese unnöthige Zurückhaltung? Und selbst diese schwache Versicherung mußte ich erst erpressen? Sie sehen meinen Schmerz, und nur aus Mitleid, aus Dankbarkeit, nicht aus Zärtlichkeit wollen Sie ihn lindern! Nein, Ellena! Es ist nur zu gewiß, daß Sie mich nicht lieben. Meiner Mutter Grausamkeit hat Ihr Herz von mir entfremdet."

„Wie falsch deuten Sie meine Worte!" sagte Ellena, „Sie haben bereits heilige Beweise meiner Achtung erhalten." —

„Ach" unterbrach Vivaldi sie mit Heftigkeit; „das ist eben das Wort, das mich mehr als alles peinigt. Achtung! Dankbarkeit! welche kalte pflichtmäßige Erwiederungen meiner heißen Liebe!

„Bei mir haben diese Worte eine andre Bedeutung," sagte Ellena lächelnd. „Dankbarkeit enthält für mich alles was die Liebe nur Zärtliches und Großmüthiges hat; und das Pflichtmäßige, welches Sie hineinlegen, ist eines von den süßesten und heiligsten Gefühlen des menschlichen Herzens."

„Ach Ellena, ich lasse mich nur zu gerne täuschen, um Ihre Erklärung strenge zu untersuchen; doch glaube ich, daß mehr Ihr Lächeln als die Bestimmtheit Ihrer Erklärung, mir ein Zutrauen in Ihre Liebe einflößt: ich will glauben, daß die Dankbarkeit, welche Sie fühlen, so zärtlich und viel umfassend ist, als Sie es sagen: aber ich bitte Sie, nennen Sie mir das Wort nicht mehr. Sein Ton ist mir wie die Berührung des Torpedo *); ich fühle mein Vertrauen erstarren, sogar wenn ich es selbst ausspreche."

Paulos Eintritt unterbrach das Gespräch; er näherte sich mit einem geheimnißvollen und ängstlichem Wesen, und sagte mit leiser Stimme:

„Signor, wen meinen Sie wohl, daß ich gesehen hätte, als ich dort unter den Mandelbäumen Wache hielt? wen sonst, als die zwei baarfüßigen Karmeliter, die uns in dem Paß von Chiari einholten! Ich verlor sie hinter dem Walde wieder aus dem Gesicht, allein ich will wohl dafür stehn, daß sie diesen Weg kommen: denn so bald sie diese Milchhütte entdecken, werden sie errathen, daß etwas Gutes hier zu haben ist: und die Schäfer würden glauben, alle ihre Heerden müßten sterben, wenn —"

„Ich sehe Sie diesen Augenblick aus dem

*) Krampffisch, bei dessen Berührung die Glieder einschlafen.

Walde kommen," sagte Vivaldi, „jetzt verlassen sie die Landstraße und kommen quer übers Feld hieher. Wo ist unser Wirth, Paulo!"

„Er ist draußen, nicht weit von hier. Soll ich ihn rufen, Signor?"

„Ja," erwiederte Vivaldi — „oder bleibe nur; ich will selbst gehn. Doch, wenn sie mich sehn!"

„Ja freilich, Signor; aber wenn sie mich sehen, so ist es dasselbe. Doch wir können uns jetzt nicht anders helfen. Wenn wir den Wirth rufen, so verrathen wir uns selbst; rufen wir ihn nicht, so wird er uns verrathen — sie werden uns also auf jeden Fall entdecken."

„Stille, stille! laß mich einen Augenblick nachdenken," sagte Vivaldi. — Während Vivaldi nachdachte, sah sich Paulo nach einem Orte um, wo sie sich verstecken könnten, wenn es erfordert würde.

„Rufe sogleich unsern Wirth," sagte Vivaldi; ich muß mit ihm sprechen."

„Da geht er vor dem Fenster vorbei," sagte Ellena.

Paulo rief ihn, und der Schäfer kam sogleich in die Hütte.

„Mein lieber Freund," sagte Vivaldi, „ich muß ihn bitten, jene Mönche, die dort her kommen, weder herein zu lassen, noch ihnen zu sagen, wer hier ist. Sie sind uns schon unterwegens sehr zur Last gefallen. Ich will

ihm alles ersetzen, was er durch ihr schnelles Fortgehn verlieren könnte."

„Was das betrifft," sagte Paulo, „so ist es mit meines Herrn Erlaubniß, wohl nur ihr Besuch, der einen Verlust verursachen könnte; durch ihr Fortgehn hat wohl noch Niemand verloren. Ihm die Wahrheit zu sagen: denn mein Herr mag nicht so gerade heraus reden, wir mußten alle Augen offen haben, so lange sie uns Gesellschaft leisteten, sonst würden uns die Taschen viel leichter geworden seyn. Es sind Leute, die nichts Gutes im Sinne führen; das kann er mir auf mein Wort glauben, Freund! vielleicht sind es verkleidete Banditen. Die Kleidung von Karmelitermönchen wird ihnen in dieser Zeit der Pilgerschaften recht gut zu statten kommen. Sey er also nur brav grob gegen sie, wenn sie hier herein kommen wollen; und wenn sie fortgehn, so wird er wohlthun, Jemand hinter ihnen her zu schicken, um zu sehn, welchen Weg sie nehmen, und ob sie mit reiner Hand davon gehen, sonst könnte er vielleicht um ein Schaaf kommen."

Der alte Schäfer schlug Augen und Hände gegen Himmel, und sagte: „Da sieht man, wie die Welt geht! aber ich danke Ihnen für Ihre Warnung: sie sollen trotz ihres heiligen Ansehens nicht über meine Schwelle kommen; es ist freilich wohl das erstemal in meinem Leben, daß ich einem von ihrer heiligen Kleidung

eine abschlägige Antwort gab, und mein Leben ist schon so ziemlich lang gewesen, wie Sie vielleicht aus meinem Gesichte schließen werden. Wie alt halten Sie mich wohl, mein Herr! Ich will wetten, daß Sie mich für jünger halten werden, als ich bin: denn in diesen gähen Gebürgen —

„Ich will rathen, sobald er die Fußgänger fortgeschickt haben wird, lieber Freund," sagte Vivaldi — „gebe er ihnen in aller Geschwindigkeit eine kalte Erfrischung außen vor der Thüre, und schicke er sie fort. Sie müssen beinahe schon hier seyn. Eile er sich, Freund."

„Wenn Sie ja über mich herfallen sollten, weil ich sie nicht hereinlassen will, so werden Sie doch herauskommen, um mir zu helfen, Signor! Meine Burschen sind etwas weit weg."

Vivaldi versprach es ihm, und er verließ die Hütte. Paulo wagte es, einen Blick durchs Fenster zu thun, aber er konnte nichts von ihnen entdecken; er schlich auf den Zähen an die Thüre, hörte aber eben so wenig etwas.

„Gewiß sind es Spione aus dem Kloster," sagte Ellena zu Vivaldi; „sie folgen uns so dicht auf dem Fuße nach. Wären es Pilger, so ist es nicht wahrscheinlich, daß ihr Weg sie durch diese unbesuchte Gegend führen würde, und noch weniger, daß sie nicht in größerer Gesellschaft reisen sollten. Als man meine Abwesenheit merkte, wurden uns ganz ge-

wiß diese Leute nachgeschickt, und da sie den Andächtigen begegneten, an denen wir vorübergiengen, so wurden sie dadurch in den Stand gesetzt, unserm Wege zu folgen."

„Wir werden wohl thun, nach dieser Vermuthung zu handeln," erwiederte Vivaldi; „allein ohngeachtet ich selbst geneigt bin, sie für Abgesandte von San Stefano zu halten, so ist es doch möglich, daß es nur Karmelitermönche sind, die nach einem Kloster am See Celano zurückkehren."

Nach einer Weile kam der alte Schäfer wieder. „Sie sind fortgegangen, Signor," sagte er: „machen Sie nur die Thüre wieder auf."

„Welchen Weg nahmen sie?" fragte Vivaldi, als der Mann herein trat. — „Das kann ich nicht sagen, Signor, weil ich sie gar nicht gesehn habe, und ich habe mich doch allenthalben umgesehn."

„Wie, ich sah sie ja mit meinen eignen Augen dort vom Walde herkommen," sagte Paulo.

„Und zwischen dem Walde und der Hütte," sagte Vivaldi, „ist nichts, was sie unserm Blick verbergen könnte. Was sollten sie wohl mit sich angefangen haben, Freund?"

„Was das betrifft, vielleicht sind sie wieder in den Wald gegangen," sagte der Schäfer.

Paulo gab seinem Herrn einen bedeutenden Blick und setzte hinzu: „Das ist wahrscheinlich

genug, Freund, und er kann sich darauf verlassen, daß sie in keiner guten Absicht hier umher schnöbern. Er würde wohl thun, wenn er Jemand hinschickte, um sich nach ihnen umzusehn; seine Heerden könnten sonst darunter leiden. Verlasse er sich darauf, daß sie nichts Gutes im Schilde führen."

„Wir sind in unsern Gegenden solcher Art Leute nicht gewohnt," antwortete der Schäfer; „wenn sie uns aber irgend etwas zu Schaden thun wollten, so sollen sie erfahren, daß wir uns zu helfen wissen." Mit diesen Worten nahm er ein Horn von der Wand und blies so hell hinein, daß die Berge wiederhallten: sogleich sah man die jungen Schäfer von verschiedenen Seiten nach der Hütte zu laufen.

„Beunruhige er sich nicht, Freund," sagte Vivaldi; „diese Reisenden haben gewiß nichts Böses gegen euch, guten Leute, im Sinn, was für Absichten sie auch auf uns haben mögen. Weil ich sie aber für verdächtige Personen halte, und nicht gerne unterwegens ihre Gesellschaft haben möchte, so würde er mir einen Gefallen thun, wenn er einen von seinen Burschen ein Streckchen auf den Weg nach Celano schicken wollte, um zu sehn, ob sie noch da herum schleichen."

Der alte Mann war es zufrieden, und als die Schäfer heran kamen, gab Vivaldi einem von ihnen seine Aufträge.

„Und laß dir nur nicht einfallen zurück zu kommen, bis du sie gefunden hast," setzte Paulo hinzu.

„Nein gewiß nicht, Herr!" versetzte der Bursch — „ihr könnt euch darauf verlassen, daß ich sie sicher hieher bringen werde."

„Wenn du das thust, Freund, so wird dir der Hals für deine Mühe gebrochen. Du sollst bloß ausfindig machen, wo sie sind, und Acht geben, wohin sie gehen," sagte Paulo.

Vivaldi machte dem Burschen endlich begreiflich, was man von ihm verlange, und er gieng, während der alte Schäfer außen Wache hielt.

Der Schäferjunge kam weit früher zurück, als sie erwartet hatten; allein er brachte keine Nachricht von den Mönchen mit. „Ich sah mich im Walde und in dem Hohlwege dort, allenthalben nach ihnen um," sagte der Bursch, „und stieg auf den Berg herauf; aber es war keine Seele weder nahe noch ferne zu erblicken außer unsern Ziegen, und die laufen zuweilen weit genug herum, und verleiten mich zu einem schönen Tanze. Zuweilen sind sie bis zum Monte Nuvola geirrt, und auf die Spitze bis zwischen den Wolken geklettert; die Schelme schienen es ordentlich zu wissen, daß ich sie nicht fangen konnte; denn sobald sie mich kommen sahn, standen sie still und sahen so schalkhaft von ihren Klippen herunter, als wollten sie mich

auslachen und sagen: Fange uns wenn du kannst."

Vivaldi, der, während des letzten Theils dieser Rede, mit Ellena zu Rathe gegangen war, ob sie ohne Verzug ihren Weg fortsetzen wollten, legte dem Burschen noch einige Fragen über die Karmeliter vor, und da er überzeugt wurde, daß sie entweder den Weg nach Celano gar nicht genommen hatten, oder doch wenigstens schon weit entfernt waren, so war er der Meinung, daß sie sich aufmachen und gemächlich weiter reisen wollten: „denn ich fürchte jetzt weniger von diesen Leuten," setzte er hinzu, „als daß die Nacht uns überfallen könnte, ehe wir den Ort unsrer Bestimmung erreichen; der Weg ist bergicht und wild, und wir kennen ihn nicht genau."

Ellena war es zufrieden, und sie nahmen Abschied von dem guten Schäfer, der sich kaum bewegen ließ, eine Vergeltung für seine Mühe von ihnen anzunehmen: er beschrieb ihnen den Weg so gut er konnte, und ihre Reise wurde noch lange durch den Schall der Trommel und durch den süßen Schall der Flöte, der über die Wildniß wehte, belebt.

Als sie an den Hohlweg im Walde kamen, dessen der Knabe erwähnt hatte, schickte Ellena manchen ängstlichen Blick durch die tiefen Schatten hin; Paulo, der oft still war, oft laut sang und pfif, als wollte er seine Furcht übertäuben, guckte unter jeden Ast, der über den

Weg hieng und erwartete, seine Freunde die Karmel ter in der Dunkelheit lauschen zu sehn.

„Ach Signor," rief Paulo, „was ist hier für eine Aussicht! Es erinnert mich an unsre Heimath; es ist beinahe so schön hier, als am Hafen von Neapel: doch würde sie mir nie so lieb seyn, wenn sie auch hundertmal schöner wäre."

Die Reisenden standen still, um die Scene zu bewundern und ihren Pferden einige Ruhe zu vergönnen. Die Abendsonne, die quer über eine unabsehbare Fläche von klarem Wasser strahlte, beleuchtete alle Städte und Dörfer, alle Zinnen der Schlösser und spitzen Thürme der Klöster, welche die hohen Ufer bereicherten, stellte alle die mannigfaltigen Farben der bebauten Felder ins Licht und färbte mit strahlendem Purpur die Berge, die an jeder Seite den majestätischen Hintergrund der Landschaft bildeten. Vivaldi zeigte Ellenen den gigantischen Velino im Norden, einen Gränzberg zwischen dem Gebieth von Rom und Neapel. Sein vorragendes Haupt thürmte sich hoch über jedem benachbarten Gipfel, und seine weißen, mit Schnee gekrönten Vorgebürge standen der grünen Spitzen des Majella gegen über. Westwärts nahe an waldigten Hügeln, und unmittelbar aus dem See aufsteigend, erschien der Monte Salviano, mit wildem Salbey bedeckt, und einst mit Kastanienwäldern prangend; ein Zweig von den Apenninen streckte sich aus, um

ihn zu begrüßen. „Sieh,“ sagte Vivaldi, „wie der Monte Corno gleich einem Straßenräuber, breit, narbigt, drohend und schrecklich da steht! und wie südwärts der finstre San Nicolo, kahl und felsigt empor schießt! Wie von da andre überhängende Klippen der mächtigen Apenninen den Horizont weit im Osten hin verdunkeln und einen Kreis schließen, um sich im Norden dem Velino zu nähern!“

„Bemerken Sie auch,“ sagte Ellena, „wie sanft die Ufer und durchwässerten Wiesen am Fuße der Berge ruhn: welch ein Bild von Schönheit und Anmuth sie der schauderlichen Größe, welche sie überragt und bewacht, entgegen stellen! Sehn Sie auch, wie so manche reizende Thäler, die sich vom See öffnen, ihren Reiß und ihre von Mandelnwäldchen beschatteten Felder weit zwischen den schlängelnden Hügeln hinwinden — wie fröhlich Weinberge und Olivenbäume abwechselnd die Anhöhen besetzen und wie anmuthig die hohen Palmen sich über die höhern Klippen hinneigen.“

„Ja, Signora,“ rief Paulo, „und haben Sie die Güte zu bemerken, wie ähnlich die Fischerboote, die auf das Dörfchen dort unten zu rudern, den Kähnen sehn, die man im Hafen von Neapel sieht. Sie sind so viel werth, als die ganze übrige Aussicht, diesen schönen Strich Wasser, der beinahe so gut ist als der Hafen, und den Berg dort mit seinem scharfen Haupte ausgenommen, der dem Vesuv na-

he kömmt, wenn er nur auch Feuer speyen wollte!"

„Wir dürfen wohl nicht hoffen," sagte Vivaldi, über diesen Nationalzug lächelnd, „in dieser Gegend einen Berg zu finden, der so gut wäre, Feuer zu speyen — ohngeachtet vielleicht manche, die wir jetzt sehn, einmal Vulkane gewesen sind."

„Ich ehre sie deswegen, Signor, und sehe sie mit doppeltem Vergnügen an: aber unser Berg ist der einzige Berg in der Welt. O! ihn in dunkler Nacht zu sehn! welche Flammen er von sich wirft, und bis zu welcher Höhe! und wie er die See erleuchtet! Das kann kein andrer Berg! Es ist, als wenn alle Wellen in Feuer wären. Ich habe den Wiederschein bis Capri gesehn, wie er über den ganzen Meerbusen hinzitterte, und jedes Schiff so hell als am Mittag zeigte — ja, sogar jeden Matrosen auf dem Verdeck. Sie müssen nie so etwas gesehn haben, Signor! —"

„Du scheinst vergessen zu haben, daß ich es jemals sah, Paulo, so wie auch, daß ein Vulkan schreckliches Unheil stiften kann. Aber lassen Sie uns zu der Scene vor uns zurückkehren, Ellena. Dort, eine oder zwei Meilen innerhalb des Ufers liegt die Stadt Celano, wohin wir gehen."

Die Klarheit einer italienischen Atmosphäre ließ ihn die kleinsten, obwohl sehr fernen Umrisse der Landschaft unterscheiden. Auf ei-

ner Anhöhe, die sich weit aus der tiefen Ebne nach Westen hin erhob, zeigte er ihr das neue Alba, mit den Ruinen seines alten Schlosses gekrönt, die noch immer im Glanze des Horizonts sichtbar waren; das Gefängniß und Grab manches Fürsten, der, von seiner Hoheit herabgesunken, von dem gebieterischen Rom hieher geschickt wurde, um den traurigen Umsturz seiner Tage zu endigen — um von den Gittern seines Thurms auf Einöden hin zu staunen, wo Schönheit oder Größe ihm, dessen Leben zwischen den Intriguen der Welt und den fieberhaften Kämpfen getäuschten Ehrgeitzes hingebracht war; ihm, den das Nachdenken nur Gewissensbisse, der Blick in die Zukunft nur Verzweiflung mitbrachte, keine Gefühle des Trostes einhauchen konnten.

„Und zu einem Anblick, wie dieser," sagte Vivaldi, „kam ein römischer Kaiser nur, um ein barbarisches Schauspiel anzusehn, um dem wildesten Vergnügen nachzuhängen! — Hier feyerte Claudius die Vollendung seines kühnen Werkes, eine Wasserleitung, um das überfließende Wasser des Celano nach Rom zu führen, durch ein Seetreffen, worin Hunderte unglücklicher Sklaven für sein Vergnügen umkamen! Diese reine, glatte Oberfläche wurde mit Menschenblut befleckt, und durch die hineingeworfnen Körper der Erschlagnen uneben gemacht, während die vergoldeten Galleeren des Kaisers fröhlich umher schwammen, und die schönen

Ufer ein lautes Beifallsgeschrei wiederhallten, das der Ferien würdig gewesen wäre!“

„Signor,“ rief Paulo, „ich denke, während wir hier mit solcher Gemächlichkeit die Luft einschlürfen, dürften vielleicht diese Karmeliter uns aus einer Höhle oder Winkel aufspähen, ohne daß wir etwas davon ahndeten, und plötzlich auf uns eindringen, ehe wir uns helfen können. Wäre es nicht besser, wenn wir weiter giengen?“

Sie stiegen den Berg herab und Ellena überließ sich still und niedergeschlagen, ihren Betrachtungen. Sie fühlte das Mißliche ihrer gegenwärtigen Lage zu sehr und empfand zu gut, welchen Einfluß ihr Entschluß auf ihr ganzes zukünftiges Leben haben mußte, als daß sie hätte froh seyn können, ob sie gleich dem Gefängniß von San Stefano entwischt und in der Gegenwart ihres geliebten Befreyers und Beschützers Vivaldi war. Er bemerkte mit Betrübniß ihre Niedergeschlagenheit, und da er die zarten Bedenklichkeiten, welche sie quälten, nicht kannte, deutete er ihre Zurückhaltung als Gleichgültigkeit gegen sich. Doch enthielt er sich, sie durch die Aeußerung seiner Besorgnisse zu beunruhigen, und nahm sich vor, nicht eher auf die Erfüllung seiner Bitten zu dringen, bis er sie an einen sichern Zufluchtsort gebracht hätte, wo sie sich in gänzlicher Freiheit befände, seinen Vorschlag anzunehmen oder zu verwerfen. Durch dieses sei-

ne Betragen ergriff er, ohne es zu wissen, das sicherste Mittel, ihre Achtung und Dankbarkeit zu erhöhn, und verdiente sie um so mehr, da er befürchten mußte, sie durch diese Verzögerung ihrer Hochzeitsfeier zu verlieren.

Sie erreichten die Stadt Celano, ehe es Abend wurde, und Ellena bat Vivaldi, sich nach einem Kloster zu erkundigen, wo sie die Nacht bleiben könnte. Er ließ sie mit Paulo in dem Gasthofe und machte sich auf den Weg. Das erste Thor, an welches er klopfte, gehörte zu einem Karmeliterkloster. Wahrscheinlich waren die Pilger, die ihnen so viel Unruhe verursucht hatten, ehrliche Brüder aus diesem Hause; da sie aber auch Abgesandte der Aebtissin von San Stefano seyn konnten, die, wie er vermuthete, wenn sie nach Celano kämen, lieber bei einer Gesellschaft ihres eignen Ordens als an einem andern Orte logiren würden, so hielt er es für besser, nicht hinein zu gehen. Er eilte daher weiter, und kam bald an ein Dominikanerkloster, wo er erfuhr, daß nur zwei Nonnenklöster in Celano wären, und daß diese keine ant▪ als bleibende Kostgängerinnen annähmen.

Vivaldi kam mit dieser Nachricht zu Ellena zurück, die sich in die Nothwendigkeit, zu bleiben, wo sie war, zu ergeben suchte; allein Paulo, stets thätig und eifrig, brachte die Nachricht, daß in einer kleinen Fischerstadt, am Ufer des Sees, ein Ursulinerkloster liege, das

wegen seiner Gastfreiheit gegen Fremde berühmt sey. Die Verborgenheit eines so entlegenen Ortes war noch eine Ursache mehr, es Celano vorzuziehen, und Vivaldi schlug vor, sich dahin zu begeben, wenn Ellena nicht zu müde wäre, um noch weiter zu reisen. Sie nahm es mit Freuden an, und sie begaben sich sogleich auf den Weg.

„Es ist heute eine schöne Nacht," sagte Paulo, als sie Celano verließen, „und ich glaube, Signor, wir können nicht gut unsern Weg verfehlen; es soll auch überdies nur einen Weg geben. Die Stadt liegt am Rande des Sees etwann eine Meile von hier. Mich dünkt, ich sehe schon einen grauen Thurm zur Rechten des Waldes, wo das Wasser so glänzt."

„Nein, Paulo," erwiederte Vivaldi, nachdem er aufmerksam hingesehen hatte: „ich merke wohl, was du meinst, aber das sind nicht Thurmspitzen, sondern nur die Häupter einiger schlanken Cypressen."

„Diese kühle, balsamische Luft erfrischt mich," sagte Ellena, „und welch ein süßer Schatten liegt auf dieser Gegend! Wie sanft und doch wie deutlich ist jeder nahe Gegenstand; welches süße Zwielicht hüllt die entfernteren ein — während die Berge jenseits sich erhaben auf dem noch immer glänzenden Horizont auszeichnen."

„Bemerken Sie auch," sagte Vivaldi, „wie ihre gebrochenen Gipfel, getaucht in die Strahlen,

len, welche zu unsrer niedrigern Region herabgeschickt sind, wie Thürme und Schlösser und mit Zinnen prangende Mauern dastehn, welche bestimmt schienen, sie gegen die Feinde zu schützen, die von den Wolken auf sie herab kommen könnten."

„Ja," erwiederte Ellena, „die Berge selbst stellen eine Erhabenheit dar, die für eine höhere Welt zu gehören scheint; sie können nur von Geistern der Luft, nicht von Bewohnern dieser Erde angegriffen werden."

„Von nichts anderm, Signora," sagte Paulo, „denn nichts auf dieser Erde kann sie erreichen — sie haben auch die Eigenschaften der Geister: sehen Sie, wie sie ihre Gestalt und Farben verändern, so wie die Sonnenstrahlen sinken. Wie grau und trübe sie jetzt werden! wie schnell sie verschwinden!"

„Alles ruht," sagte Vivaldi, „wer wollte auch wohl am Tage reisen, wenn Italien solche Nächte hat!"

„Signor, das ist die Stadt vor uns," sagte Paulo; „denn jetzt kann ich deutlich genug die Thürme des Klosters unterscheiden — dort geht ein Licht! — Hah und da höre ich auch eine Glocke. Die Mönche gehn zur Messe. Ich wollte, wir giengen zum Abendessen, Signor!"

„Diese Glocke ist näher, als der Ort, den du gezeigt hast, Paulo, und ich zweifle, ob sie von daher kommt."

„Hören Sie, Signor, der Wind weht den Schall herbei, jetzt ist er wieder verschwunden.“

„Ja ich glaube, du hast Recht, Paulo, und wir werden nicht mehr weit zu gehen brauchen.“

Sie giengen den Hügel herab nach dem Ufer zu, und Paulo rief bald darauf: „Sehn Sie, Signor, da gleitet noch ein andres Licht hin; es strahlt auf dem See wieder.“

„Ich höre das schwache Schlagen der Wellen und auch fernes Geräusch von Rudern,“ sagte Ellena. „Aber sieh, Paulo, das Licht ist nicht in der Stadt, es ist in dem Boot, das sich dort bewegt.“

„Jetzt weicht es zurück und zittert in verlängerter Linie auf dem Wasser,“ sagte Vivaldi. „Wir haben zu eilfertig geglaubt, was wir wünschen, es liegt noch ein weiter Weg vor uns.“

Das Ufer, dem sie sich näherten, bildete einen geräumigen Hafen für den unten liegenden See. Dunkle Wälder schienen sich längs den Ufern auszubreiten und zwischen den bebauten Hügeln hinauf zu steigen. Innerhalb des Hafens wurde die Stadt allmählich sichtbar; Lichter schimmerten zwischen den Bäumen und verschwanden gleich den Gestirnen einer dunkeln Nacht, und endlich hörten sie den traurigen Gesang der Bootsleute, die am Ufer fischten.

Bald aber drangen andre Töne in ihr Ohr: „O welche fröhliche Töne," rief Paulo aus: „das Herz hüpft mir dabei. Sehn Sie, Signor, da ist eine Gruppe, die zwischen den Bäumen dort hinhüpft. Ach wie oft habe ich nach dieser Musik mich in den schönen Nächten an dem Ufer von Neapel eben so fröhlich gedreht!"

Sie betraten jetzt die Stadt, die aus einer Straße bestand, welche sich längs dem Ufer des Sees hinstreckte, und als sie nach dem Ursulinerkloster fragten, zeigte man ihnen die Thore desselben. Die Thürsteherin erschien sogleich, wie sie die Glocke zogen, und brachte ihre Bestellung an die Aebtissin, die eben so schnell eine Einladung an Ellena zurückschickte. Sie gieng herauf und folgte der Thürsteherin in das Sprachzimmer, während Vivaldi am Thore wartete, um zu hören, ob ihr das neue Nachtquartier gefiele. Eine zweite Einladung rief ihn ebenfalls hinauf; man ließ ihn am Gitter zu, und both ihm Erfrischungen an, die er aber ablehnte, weil er noch ein Logis für die Nacht suchen müßte. Als die Aebtissin dieses hörte, empfahl sie ihm sehr höflich ein benachbartes Benedictinerkloster und bat ihn, dem Abt ihren Namen zu sagen.

Vivaldi nahm darauf Abschied von Ellena, und ob gleich nur auf wenige Stunden, verließ er sie doch mit einer Niedergeschlagenheit und mit Besorgnissen, die er nicht überwinden

konnte, ohngeachtet die Umstände sie gar nicht zu rechtfertigen schienen. Sie theilte seine Niedergeschlagenheit, aber nicht seine Furcht, als die Thüre sich hinter ihm zuschloß, und sie sich wiederum unter Fremden sah. Die Höflichkeit der Aebtissin konnte das Gefühl ihrer verlaßnen Lage nicht ganz überwinden, und in den Blicken einiger Schwerstern lag ein Grad von Neugier, ja von Erforschung sogar, mehr als sonst eine Fremde zu erregen pflegt. Sie war froh, dieser Untersuchung zu entwischen und dem für sie bestimmten Zimmer und der ihr so lange entzognen Ruhe zuzueilen.

Vivaldi hatte indeß ei‧ gastfreie Aufnahme bei den Benedictinern gefunden, deren abgesonderte Lage ihnen den Besuch eines Fremden sehr neu und angenehm machte. Im Feuer des Gesprächs, bei dem Vergnügen, welches die Seele darin findet, Ideen in Umlauf zu bringen, die lan‿e in trüber Unthätigkeit schlummerten, und sie mit neuen zu bereichern, blieben die Aebtissin und einige von den Brüdern bis tief in die Nacht bei Vivaldi sitzen. Als man endlich den Reisenden fortgehn ließ, beschäftigten ganz andre Gegenstände, als seinen Wirth interessirt hatten, seine Gedanken, und er sann über die Mittel nach, dem Elend, welches ihm bei einer ernstlichen Trennung von Ellena drohte, vorzubeugen. Jetzt, da sie in einem anständigen Schutzorte aufgenommen war, fiel jeder Grund zum Stillschweigen über

diesen Gegenstand weg. Er beschloß daher, am folgenden Morgen mit allen Gründen und Bitten auf eine unverzügliche Heirath zu dringen, und zweifelte nicht, daß er einen von den Benedictinern bewegen würde, die Trauung zu vollziehen, welche, wie er hoffte, sein Glück und Ellenas Frieden vor dem Einfluß aller hämischen Möglichkeiten sichern würde.

Drittes Kapitel.

I under fair pretence of friendly ends
And well placed words of glozing courtesy
Baited with reasons not unplausible
Wind me in to the easy hearted man
And hug him into snares.

Milton.

Während Vivaldi und Ellena sich auf dem Wege von San Stefano befanden, litt der Marquis Vivaldi die grausamste Unruhe über seinen Sohn, und die Marquise fühlte nicht weniger Besorgniß, daß Ellenas Aufenthalt ent-

entdeckt werden möchte: doch hielt diese Furcht sie nicht ab, sich in alle fröhlichen Zerstreuungen von Neapel zu stürzen. Ihre Gesellschaften gehörten noch immer unter die glänzendsten dieser wollüstigen Stadt, und sie beschützte eben so eifrig als zuvor die Melodien ihres Lieblingscomponisten. Allein ohngeachtet dieses beständigen Wirbels von Zerstreuung zogen ihre Gedanken sich oft von diesem Schauplatz weg und verweilten bei finstern Ahndungen gekränkten Stolzes.

Sie fühlte die Vereitlung ihrer Pläne in diesem Augenblick um so schmerzlicher, weil dem Marquis kürzlich von dem Vater eines Frauenzimmers, die er für eine sehr gute Parthie hielt, Vorschläge zu einer Verbindung mit seinem Sohne gemacht waren. Der Reichthum dieser Familie machte diese Verbindung besonders wünschenswerth, weil die Kosten einer solchen Einrichtung, als die Eitelkeit der Marquise forderte, seine Einnahme, so groß sie auch war, beträchtlich überstiegen.

Bei der Stimmung, worin sich die Marquise bereits befand, trieb die Nachricht von Ellenas Flucht mit Vivaldi, die ihr durch einen Eilbothen von San Stefano gebracht wurde, ihren Verdruß bis zur Wuth, und sie verscherzte durch die Heftigkeit, welcher sie sich überließ, die Ansprüche auf Mitleid, die man sonst einer Mutter nicht würde verweigert haben, welche glaubte, daß ihr einziger Sohn

seine Familie und sich selbst einer unwürdigen Leidenschaft aufgeopfert hätte. Sie glaubte, daß er nunmehr verheirathet und unwiederbringlich verloren sey. Kaum vermögend, die Qual dieser Ueberzeugung zu ertragen, ließ sie ihren alten Rathgeber Schedoni rufen, um wenigstens die Erleichterung zu genießen, ihren Verdruß auszuschütten und zu untersuchen, ob es noch eine Möglichkeit gäbe, diese lange gefürchtete Verbindung aufzuheben. Doch behielt sie bei aller Heftigkeit ihres Zorns noch Klugheit genug, dem Marquis nichts von diesem Briefe zu sagen, ehe sie mit ihrem Beichtvater zu Rathe gegangen war. Sie wußte, daß ihr Mann zu viel Grundsätze hatte, um die Maßregeln zu billigen, die sie nothwendig glauben konnte, und sie vermied es, ihn von der Heirath seines Sohnes etwas merken zu lassen, bevor sie die Mittel, sie aufzuheben, ausgesonnen und ausgeführt hätte, so verzweifelt auch diese Mittel seyn möchten.

Schedoni war nicht zu finden. Auch unbedeutende Umstände wirken auf ein aufgebrachtes Gemüth wie das ihrige. Es war ihr unerträglich, daß sie verhindert wurde, ihr Herz gegen Schedoni auszuschütten; sie schickte einen Bothen über den andern an den Beichtvater ab.

„Unsre Herrschaft muß gewiß eine große Sünde auf ihrem Gewissen haben," sagte der Bediente, der in Zeit von einer halben Stunde

zweimal nach dem Kloster laufen mußte. „Es muß ihr wahrlich schwer auf dem Gewissen liegen, daß sie es nicht einmal eine halbe Stunde aushalten kann. Die Reichen haben nun einmal diesen Vorzug, daß sie sich mit dem Schimmern eines Dukaten wieder rein kaufen können. Ein armer Mann müßte einen ganzen Monath gedulden, ehe er seine Unschuld wieder erhielte, und auch dann würde er erst manche harte Geisselung zu überstehen haben."

Gegen Abend kam Schedoni, aber nur um ihre ärgsten Besorgnisse zu bestätigen. Auch er hatte sowohl Ellenas Flucht, als den Umstand erfahren, daß sie sich am See Celano aufhielt und mit Vivaldi verheirathet sey. Wie er diese Nachricht erhalten hatte, fand er nicht für gut zu entdecken; allein er erwähnte so vieler kleinen Umstände zur Bestätigung der Wahrheit, und schien von dem, was er erzählte, so vollkommen überzeugt, daß die Marquise sie eben so unbedingt glaubte, als er; ihre Wuth und Verzweiflung überstieg alle Gränzen.

Schedoni bemerkte mit stummer, schwarzer Freude den brausenden Sturm ihrer Gefühle; er sah, daß der Augenblick nunmehr gekommen war, wo er ganz zu seinem Zweck über sie gebiethen und seinen Beistand zu ihrer Ruhe unentbehrlich machen konnte; er durfte jetzt darauf rechnen, die Rache, die er so lange gegen Vivaldi gebrütet hatte, vollbringen zu können, ohne die Gunst der Marquise zu verscherzen. Weit ent-

fernt, sie zu besänftigen, reizte er ihre Empfindlichkeit nur noch mehr, und brachte ihren Stolz auf; doch gieng er mit so vieler Kunst zu Werke, daß er nur Vivaldi's Betragen zu beschönigen, und seine aufgebrachte Mutter zu trösten bemüht schien.

„Dies ist allerdings ein rascher Schritt," sagte der Beichtvater; „allein er ist jung, sehr jung, und sieht die Folgen nicht ein. Er bedenkt nicht, wie sehr er die Würde seines Hauses kränkt — welchen Schaden er seinem Ansehn bei Hofe, bei den Edeln von seinem eignen Rang, und selbst bei den Plebejern thut, mit denen er sich zu einer Verbindung herabgelassen hat. Berauscht von den Leidenschaften der Jugend, wiegt er den Werth der Güter nicht ab, welche Weisheit und die Erfahrung des reifern Alters zu schätzen wissen. Er vernachlässigte sie nur, weil er nicht fühlt, welchen Einfluß sie in der Gesellschaft haben, und wie sehr er sich in den Augen eines Jeden dadurch herabsetzt, wenn er sie so leicht aufgiebt. Unglücklicher junger Mensch! er ist eben so sehr zu beklagen als zu tadeln."

„Ihre Entschuldigungen, ehrwürdiger Vater," sagte die gequälte Marquise, „beweisen die Güte Ihres Herzens, allein sie machen zugleich seine verkehrte Denkungsart und die Würkung, die sie auf seine Familie haben muß, nur noch anschaulicher. Es kann mir keinen Trost geben, wenn ich weiß, daß dieses Ver-

gehn mehr aus seinem Kopfe, als aus seinem Herzen entspringt; genug, daß er es begangen hat, und daß keine Möglichkeit mehr ist, das Unglück abzuwenden."

„Das ist doch vielleicht zu viel gesagt," merkte Schedoni an.

„Wie so, Vater! —"

„Vielleicht ist noch eine Möglichkeit vorhanden."

„Zeigen Sie mir sie, guter Vater, ich sehe keine."

„Freilich gnädige Frau," erwiederte der schlaue Schedoni, sich besinnend, „bin ich dieser Möglichkeit nicht gewiß. Meine Bekümmerniß für Ihre Ruhe und für die Ehre Ihres Hauses macht mich so ungeneigt, diese Hoffnung aufzugeben, daß ich mir vielleicht nur um Ihres Bestens willen eine Möglichkeit einbilde. Lassen Sie mich einmal überlegen — ach! wir werden das Unglück schon ertragen müssen, so schrecklich es auch ist — ich sehe kein Mittel, ihm zu entgehen."

„Es war grausam, Vater, mir eine Hoffnung zu machen, die Sie nicht erfüllen können."

„Sie müssen das meiner äußersten Bekümmerniß zu Gute halten," erwiederte der Beichtvater; „aber wie konnte ich eine Familie von so altem Ansehn in eine solche Lage gebracht, ihre Ehre durch die Thorheit eines unbedachtsamen jungen Menschen zu Grunde gerichtet

sehn, ohne Kummer und Unwillen zu fühlen und selbst auf verzweifelte Mittel zu denken, um sie von der Schande zu erretten? —"

„Schande!" rief die Marquise — „Vater — Schande ist ein starkes Wort — aber ach! es ist nur zu wahr. Und sollen wir uns ihr unterwerfen? — Ist es möglich, daß wir uns ihr unterwerfen können!"

„Es giebt kein Mittel," sagte Schedoni kalt.

„Großer Gott!" rief die Marquise — „sollte es kein Gesetz geben, solche sträfliche Heirathen zu verhindern — wenigstens zu strafen! —"

„Es ist sehr zu beklagen," erwiederte Schedoni."

„Das Weib, das sich in eine Familie drängt, um sie zu entehren," fuhr die Marquise fort, „verdient eben so hart bestraft zu werden, als der Staatsverbrecher, weil sie Personen kränkt, die dem Staate zur besten Stütze gereichen. Sie sollte —"

„Sie verdient ganz dieselbe Strafe," fiel der Beichtvater ein — „sie verdient — den Tod! —"

Er hielt inne, und es war ein Augenblick tiefer Stille, bis er hinzu setzte, „denn nur der Tod kann den Schimpf, den sie verursacht hat, tilgen; nur ihr Tod kann dem Geschlecht, das sie besudeln wollte, seinen alten Glanz wieder geben."

Er hielt wieder inne; da aber die Marquise noch immer schwieg, setzte er hinzu: „ich bin oft erstaunt, daß unsre Gesetzgeber die Gerechtigkeit, ja die Nothwendigkeit einer solchen Strafe nicht eingesehn haben."

„Man muß allerdings erstaunen," sagte die Marquise nachdenkend, „daß nicht Rücksicht für ihre eigne Ehre es ihnen eingegeben hat."

„Die Gerechtigkeit besteht nichts desto weniger, wenn auch ihre Gesetze vernachlässigt werden," merkte Schedoni an. „Das Gefühl von dem, was sie gebiethet, lebt in unsrer Brust, und diesem Gefühe nicht gehorchen, heißt Schwäche, nicht Tugend."

„An dieser Wahrheit hat wohl noch Niemand gezweifelt," erwiederte die Marquise.

„Verzeihn Sie, das möchte ich nicht so gerade zu behaupten," sagte der Beichtvater, „wenn die Gerechtigkeit dem Vorurtheil entgegen steht, so sind wir geneigt, es für Tugend zu halten, ihr nicht zu gehorchen. Zum Beispiel, wenn das natürliche Gesetz der Gerechtigkeit den Tod dieses Mädgens verlangt, so würden dennoch, weil das Gesetz dieses Landes darauf zu dringen verbiethet, selbst Sie vielleicht, meine Tochter, ja sogar Sie, ohngeachtet Ihrer männlichen Geistes und Ihrer klaren Begriffe, glauben, daß die Tugend ihr Leben geböthe, da es doch nur die Furcht ist."

„Hah," rief die Marquise mit dumpfer Stimme, „was meinen Sie! Sie sollen sehen, daß ich auch Muth wie ein Mann besitze."

„Ich spreche ohne Verstellung," erwiederte Schedoni, „meine Gedanken bedürfen keiner."

Die Marquise verfiel in stilles Nachdenken.

„Ich habe meine Pflicht gethan," erwiederte Schedoni endlich. „Ich habe Ihnen den einzigen Weg angezeigt, der Ihnen übrig bleibt, um der Schande zu entgehn. Wenn mein Eifer Ihnen mißfällt — so habe ich wenigstens meine Pflicht erfüllt.

„Nein, guter Vater, nein," sagte die Marquise, „Sie mißverstehn die Ursache meiner Bewegung. Neue Aussichten, neue Vorstellungen öffnen sich mir — sie verwirren mich, sie setzen mich außer mir — Meine Seele hat noch nicht Stärke genug erlangt, um sie zu tragen, ein Ueberrest weiblicher Schwäche zögert noch in meinem Herzen."

„Verzeihen Sie meinem unüberlegten Eifer," sagte Schedoni mit erkünstelter Demuth — „ich bin zu tadeln gewesen. Wenn Ihr Gefühl Schwachheit ist, so ist es doch eine liebenswürdige Schwachheit und verdient vielleicht mehr aufgemuntert als überwunden zu werden."

„Wie, Vater, wenn es Aufmunterung verdient, so ist es nicht Schwachheit, sondern Tugend."

„Sey es! sagte Schedoni kalt, „der Antheil, den ich bei dieser Sache gefühlt habe, hat vielleicht mein Urtheil irre geführt und mich ungerecht gemacht. Denken Sie nicht mehr dar-

an, oder wenigstens nur, um mir den Eifer, den ich bewiesen habe, zu verzeihen."

„Er verdient nicht nur Verzeihung, sondern Dank," erwiederte die Marquise: „nicht nur Dank, sondern Belohnung. Guter Vater, ich hoffe, es wird eine Zeit kommen, wo ich es in meiner Macht haben werde, Ihnen die Aufrichtigkeit meiner Worte zu beweisen."

Der Beichtvater verneigte sich. —

„Ich hoffe, daß die Dienste, die Sie mir geleistet haben, dankbar vergolten werden sollen — Belohnt, wage ich nicht zu hoffen, denn womit könnte wohl ein solcher Dienst belohnt werden, als es vielleicht in Ihrer Macht stehen wird, meiner Familie zu leisten! Welche Belohnung könnte wohl mit dem Vortheil im Verhältniß stehen, die Ehre eines alten Hauses gerettet zu haben?"

„Ihre Güte übersteigt meinen Dank und mein Verdienst," sagte Schedoni, und schwieg aufs neue.

Die Marquise wünschte, daß er sie wieder auf den Punkt fuhren möchte, von welchem sie selbst wieder zurückgewichen war, und er schien entschlossen, sich von ihr dahin bringen zu lassen. Sie besann sich und zogerte. Ihre Seele war noch nicht vertraut mit barbarischer Schuld und das Verbrechen, welches Schedoni ihr gezeigt hatte, erschreckte sie doch noch ein wenig. Sie fürchtete es zu denken und noch mehr es zu nennen; doch war ihr Stolz so reizbar, ihr

Unwillen so finster, und ihre Begierde nach Rache so tief, daß ihre Seele wie auf einem stürmischen Ozean hin und her getrieben wurde, und daß diese schrecklichen Gefühle allen Ueberrest von Menschlichkeit in ihrem Herzen zu ersticken drohten. Schedoni beobachtete alle ihre fortschreitenden Bewegungen, gleich einem Tiger, der mit aufgesperrtem Rachen lauert, bereit hervorzuspringen, so bald der Augenblick erschien.

„Es ist also Ihr Rath, Vater," fieng die Marquise nach einer langen Pause wieder an — „es ist Ihre Meinung, daß Ellena —" Sie hielt inne, in der Hoffnung, daß Schedoni ihre Meinung errathen würde; allein es gefiel ihm, lieber seine eigne Delikatesse, als die der Marquise zu schonen.

„Sie glauben also, daß dieses hinterlistige Mädgen verdient —" Sie hielt wieder inne, aber der Beichtvater immer schweigend, schien mit Unterwerfung zu erwarten, was die Marquise sagen würde.

„Es ist also Ihre Meinung, daß das Mädgen schwere Strafe verdient —"

„Unstreitig," antwortete Schedoni, „ist es nicht auch die Ihrige? —

„Daß keine Strafe zu hart seyn kann," fuhr die Marquise fort; „daß die Gerechtigkeit sowohl als die Nothwendigkeit ihr Leben fodert; ist das nicht Ihre Meinung auch?

„O! verzeihen Sie mir," sagte Schedoni. „Ich kann mich geirrt haben; das war nur meine Meinung, und als ich sie faßte, war vielleicht mein Eifer zu groß, um mich gerecht seyn zu lassen. Wie ist es möglich, ein kaltes Urtheil zu haben, wenn das Herz warm ist!"

„Es ist also nicht Ihre Meinung, heiliger Vater," sagte die Marquise mit sichtlichem Mißfallen.

„Das will ich nicht gerade sagen," erwiederte der Beichtvater; allein ich überlasse es Ihrem besten Urtheil, darüber zu entscheiden."

Mit diesen Worten stand er auf, um fortzugehn. Die Marquise war unruhig und verwirrt, und bat ihn noch zu bleiben; allein er entschuldigte sich unter dem Vorwande, daß es die Stunde wäre, wo er eine besondre Messe halten müßte.

„Wohlan denn, heiliger Vater, so will ich Ihnen für jetzt keinen Ihrer schätzbaren Augenblicke mehr rauben; allein Sie wissen, wie sehr ich Ihren Rath schätze, und werden es mir nicht abschlagen, wenn ich Sie zu einer andern Zeit darum bitte."

„Es wird mir immer zur Ehre gereichen," erwiederte der Beichtvater mit sanfter Miene; „allein der Gegenstand, den Sie in Gedanken haben, ist zu delikat —"

„Eben deswegen muß ich mir Ihre Meinung darüber erbitten, und werde sie zu schätzen wissen." —

„Ich

„Ich wünschte, Sie schätzten ihre eigne,“ erwiederte Schedoni: „Sie können keinen bessern Rathgeber haben.“

„Sie schmeicheln mir, ehrwürdiger Herr!“

„Ich antworte nur, meine Tochter.“

„Morgen Abend,“ sagte die Marquise ernsthaft, „werde ich zur Vesper in die Kirche San Nicolo kommen. Sollten Sie auch dort seyn, so werden Sie mich nach geendigtem Gottesdienst, wenn die Gemeinde aus einander gegangen ist, im Klostergange finden. Wir können dort unbemerkt über den Gegenstand sprechen, der mir am nächsten am Herzen liegt. — Leben Sie wohl!“

„Friede mit Ihnen, meine Tochter, und Weisheit berathe Ihre Gedanken,“ sagte Schedoni. „Ich werde nicht ermangeln, mich in San Nicolo einzufinden.“

Er faltete die Hände über der Brust, verneigte das Haupt und verließ das Zimmer mit dem leisen Schritt, der Unzufriedenheit und selbstbewußte Falschheit verräth.

Die Marquise blieb in ihrem Cabinet, erschüttert durch unaufhörlich wechselnde Leidenschaften und immer wechselnde Meinungen — sie wollte Elend über Andre bringen, und brachte es nur über sich selbst.

Viertes Kapitel.

Along the roofs sounds the low peal of Death
And Conscience trembles to the boding note;
She views his dim form floating o'er the aisles
She hears mysterious murmurs in the air
And voices, strange and potent, hint the crime
That dwells in thought, within her secret soul.

Die Marquise verfügte sich der Verabredung gemäß nach der Kirche San Nicolo, wo sie ihren Leuten befahl, mit dem Wagen an einer Seitenthüre zu warten und nur von ihrer Kammerfrau begleitet, das Chor betrat.

Nach geendigter Vesper zögerte sie, bis beinahe alles das Chor verlassen hatte, und gieng dann durch die einsamen Kreuzgänge nach dem nördlichen Kloster. Ihr Herz war so schwer als ihr Schritt; denn können wohl Ruhe und böse Leidenschaften zusammen wohnen? In-

dem sie langsam durch die Gänge hinschlich, sah sie einen Mönch zwischen den Pfeilern vorübergehn; als er ihr näher kam, schlug er seine Kappe auf; es war Schedoni.

Er bemerkte sogleich die Bewegung ihres Gemüths, und daß sie mit sich selbst noch nicht so einig war, wie er gehofft hatte. Allein so sehr sich auch sein Inneres bewölkte, blieb doch sein Gesicht unverändert; es war ernsthaft und nachdenkend.

Die Marquise hieß ihre Kammerfrau bey Seite gehen, während sie mit ihrem Beichtvater sprach.

„Der unglückselige Knabe," sagte sie, sobald ihre Begleiterin sich ein wenig entfernt hatte; „wie vieles Leiden legt seine Thorheit seiner Familie auf! Mein guter Vater, ich bedarf Ihres ganzen Rathes und Trostes. Meine Seele wird unaufhörlich von dem Gefühl meines Unglücks gequält; sie hat keinen Frieden. Wachend oder träumend verfolgt mich dieser undankbare Sohn! Die einzige Erleichterung, die mein Herz erhält, ist mit Ihnen zu sprechen, mein einziger Rathgeber, mein einziger uneigennütziger Freund."

Der Beichtvater verneigte sich. „Der Marquis ist ohne Zweifel eben so betrübt, als Sie," sagte er; „allein er ist demohngeachtet weit besser im Stande, Ihnen in dieser bedenklichen Sache zu rathen, als ich."

„Der Marquis hat Vorurtheile, wie Sie wohl wissen, mein Vater; er ist ein gescheuter Mann, aber er irrt sich oft und ist dann nicht wieder zurückzubringen. Er hat die Fehler eines Gemüths, das blos gut gesinnt ist; es fehlt ihm an Urtheil und an Energie, um groß zu seyn. Wenn die Umstände ein Betragen vorschreiben, das nur im Mindesten von den Regeln der Moralität abweicht, die er von Kindheit auf genährt hat, ohne sie zu untersuchen, so schrickt er zurück. Er vermag nicht die Umstände zu unterscheiden, welche dieselbe Handlung tugendhaft oder lasterhaft machen. Es läßt sich nicht vermuthen, daß er einen kühnen Schritt gut heissen würde.

„Das ist sehr wahr," sagte der schlaue Schedoni mit einer Miene voll Bewunderung.

„Wir dürfen ihn daher nicht zu Rathe ziehen," fuhr die Marquise fort, „sonst würde er Einwendungen machen, die wir uns nicht können gefallen lassen. Was in unsern Gesprächen verhandelt wird, mein Vater, ist heilig und darf nicht weiter verbreitet werden."

„Heilig wie eine Beichte," sagte Schedoni und machte ein Kreuz.

„Ich weiß nicht," erwiederte die Marquise und stockte; „ich weiß nicht," wiederholte sie mit noch leiserer Stimme, „wie man dieses Mädgen los werden kann, und das beunruhigt mein Gemüth."

„Ich erstaune darüber," sagte Schedoni. „Wie ist es bei so hellen Begriffen, bei einem so scharf sehenden und doch so kühnen Geiste, als Sie gezeigt haben, möglich, über das, was geschehen muß, unschlüssig zu seyn? Sie werden doch nicht zu den ohnmächtigen Deklamatoren gehören, die wohl stark denken, aber nicht so handeln können. In dem gegenwärtigen Falle bleibt Ihnen nur ein einziges Mittel übrig — dasselbe, auf welches Ihr größerer Scharfsinn fiel, und welches er mich billigen lehrte. Ich muß jetzt diejenige überreden, die mich überzeugt hat! Es giebt nur ein Mittel!"

„Ich habe lange darüber nachgedacht," erwiederte die Marquise, „und — soll ich meine Schwachheit gestehn — ich kann mich noch nicht entschließen."

„Ist es möglich, meine Tochter, daß es Ihnen so schwer werden kann, sich im Handeln über gemeine Vorurtheile hinweg zu schwingen, die Sie nach Ihren Grundsätzen verachten?" — sagte Schedoni, der, sobald er wahrnahm, daß er ihr zu Hülfe kommen mußte, um ihr schwankendes Gemüth zu bestimmen, die vorsichtige Zurückhaltung ablegte, hinter welche er sich geflüchtet hatte.

„Wenn dieses Geschöpf durch das Gesetz verurtheilt wäre," fuhr er fort, „so würden Sie Ihr Urtheil für gerecht erklären, und doch wagen Sie es nicht — ich schäme mich, es zu

wiederholen — Sie wagen es nicht, selbst die Stelle der Gerechtigkeit zu vertreten!“

Die Marquise sagte nach einigem Besinnen: „ich habe nicht das Schild der Gerechtigkeit, mich zu beschützen, mein Vater, und die kühnste Tugend mag wohl erzittern, wenn sie den äußersten Rand der Sicherheit erreicht.“

„Nimmer,“ erwiederte der Beichtvater mit Wärme; „die Tugend zittert nie; es ist ihr Triumph, ihr erhabenstes Attribut, über die Gefahr hinaus zu seyn, sie zu verachten! Die besten Grundsätze verdienen nicht eher Tugend genannt zu werden, bis sie diese Höhe erreichen.“

Ein Philosoph würde vielleicht in Erstaunen gerathen seyn, zwei Personen in dem Augenblicke, wo sie das abscheulichste Verbrechen aussannen, so ernsthaft über die Gränzen der Tugend vernünfteln zu sehn; ein Weltmann würde es als bloße Heuchelei angesehn haben: allein wer nicht bloß die Sitten im Allgemeinen studierte, sondern sich eine tiefere Kenntniß des menschlichen Herzens erwarb, wird diese anscheinende Inconsequenz nicht unnatürlich finden.

Die Marquise blieb eine Zeitlang stumm und nachdenkend und wiederholte dann bedächtlich: „ich habe nicht das Schild des Gesetzes, mich zu beschützen.“

„Allein Sie haben das Schild der Kirche,“

erwiederte Schedoni; „Sie sollen nicht nur Schutz, sondern auch Absolution haben."

„Absolution! — Bedürfen Tugend — Gerechtigkeit einer Absolution, mein Vater!"

„Wenn ich einer Absolution für die Handlung erwähne, die Sie als gerecht und nothwendig erkennen," erwiederte Schedoni, „so bequemte ich meine Sprache nach gemeinen Vorurtheilen und gemeiner Schwachheit. Und verzeihen Sie mir, meine Tochter, da Sie von Ihrer Höhe so weit herab fielen, das Schild des Gesetzes zu vermissen, so bemühte ich mich, Sie dadurch zu trösten, daß ich Ihnen ein Schild des Gewissens darboth. Allein genug hievon — lassen Sie uns auf Gründe zurückkommen. Dieses Mädchen wird außer Stand gesetzt, mehr Unheil zu begehen, die Ruhe und Würde einer erhabnen Familie zu kränken — sie wird vor der Zeit zum ewigen Schlafe geschickt — Was für ein Verbrechen, was für Uebel liegt darin? — Sie sehn im Gegentheil und haben mich überzeugt, daß es nur strenge Gerechtigkeit, nur Selbstvertheidigung ist."

Die Marquise wurde aufmerksam, und der Beichtvater setzte hinzu — „Sie ist nicht unsterblich, und die wenigen Jahre mehr, die ihr vielleicht vergönnt gewesen wären, verdient sie zu verscherzen, weil sie solche nur angewandt haben würde, die Ehre eines erlauchten Hauses zu untergraben."

„Sprechen Sie leise," sagte die Marquise, obgleich er beinahe flüsterte — „dieser Gang scheint zwar einsam, allein es könnte doch Jemand hinter den Pfeilern lauschen. Rathen Sie mir, wie die Sache anzufangen ist; ich begreife die nähern Mittel nicht."

„Ich gestehe, daß die Ausführung wohl mit einiger Gefahr verbunden seyn könnte," erwiederte Schedoni — „ich weiß nicht, wem Sie sich anvertrauen könnten — die Menschen, die ein Gewerbe mit Menschenblut treiben —"

„Still," sagte die Marquise, die sich rings in der Dämmerung umsah — „ich höre Jemand. —"

„Es ist jener Mönch, der aufs Chor geht," erwiederte Schedoni.

Sie lauerten einige Augenblicke, worauf er wieder anfieng — „Miethlingen ist nicht zu trauen."

„Und doch — wer anders als ein Miethling —" unterbrach die Marquise; sie hielt sogleich inne — allein die Frage, die in ihren Worten lag, war dem Beichtvater nicht entgangen.

„Halten Sie mir mein Erstaunen über die Inconsequenz Ihrer Meinungen, oder wie soll ich es sonst nennen, zu Gute," sagte er. „Wie können Sie nach dem Scharfsinn, den Sie bisher gezeigt haben, zweifeln, daß man aus Grundsätzen diese Handlung begehen kann?

Warum sollten wir Bedenken tragen, das zu thun, was wir für Recht erkennen?"

„Ach, ehrwürdiger Herr," sagte die Marquise mit Bewegung — — „wo können wir Jemand finden, der Ihnen gleicht? der Ihren Scharfblick im Wahrnehmen, Ihre Energie im Handeln besitzt?"

Schedoni schwieg.

„Ein solcher Freund ist unschätzbar — aber wo sollen wir ihn suchen?"

„Tochter," sagte der Mönch mit Nachdruck — „mein Eifer für Ihre Familie übersteigt alle Berechnung."

„Guter Vater," erwiederte die Marquise, die seine Meinung vollkommen begriff — „ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll."

„Schweigen ist oft Beredsamkeit," erwiederte Schedoni bedeutend.

Die Marquise blieb stumm; denn auch ihr Gewissen war beredt. Sie suchte seine Stimme zu überwältigen; allein es wollte sich Gehör verschaffen, und zuweilen drangen solche Blitzstrahlen schrecklicher Ueberzeugung in ihre Seele, daß ihr zu Muthe war, wie Jemandem, der aus einem Traume erwacht, und die Augen nur öffnet, um die Tiefe des Abgrundes zu messen, an welchem er schwankt. In solchen Augenblicken erstaunte sie, daß sie sich nur einen Augenblick mit einem so schrecklichen Gedanken hätte beschäftigen können. Die Sophisterei des Beichtvaters, die Inconsequenzen,

die er begangen hatte, und die der Bemerkung der Marquise nicht entgangen waren, obwohl sie sich ihrer eignen nicht bewußt war, wurden ihr nun immer einleuchtender, und sie beschloß beinahe, die arme Ellena leben zu lassen; allein die Leidenschaft kehrte gleich einer Welle, die, vom Ufer zurückgedrängt wird, mit verdoppelter Heftigkeit wieder, und schwemmte die Dämme, welche Vernunft und Gewissen zu errichten begonnen hatten, von ihrem schwachen Gemüthe fort.

„Das Vertrauen, womit Sie mich haben beehren wollen —“ sagte endlich Schedoni und schwieg — „diese so wichtige Angelegenheit —“

„Ja diese Angelegenheit —“ unterbrach ihn die Marquise eilfertig — „aber wann und wo, guter Vater? Da ich mich einmal überzeugt habe, so verlangt mich, die Sache in Ordnung zu sehn.“

„Die Umstände müssen es bestimmen,“ erwiederte der Mönch nachdenkend — „Am Ufer des Adriatischen Meeres, in der Provinz Apulia, nicht weit von Manfredonia liegt ein Haus, das zu diesem Zwecke gut wäre. Es ist eine einsame Wohnung am Ufer und liegt zwischen den Wäldern, die sich viele Meilen längs der Küste hinbreiten, dem Reisenden verborgen.“

„Und die Leute dort —?“ sagte die Marquise.

„Wer reiset wohl so weit bis Apulia? Es wird nur von einem armen Manne bewohnt, der sein kümmerliches Leben vom Fischfang erhält. Ich kenne ihn und könnte wohl die Ursachen, warum er so einsam lebt, angeben — allein das thut nichts zur Sache — genug, daß ich ihn kenne.“

„Sie würden ihm also vertrauen?“

„Ja, das Leben dieses Mädchens — obwohl schwerlich mein eignes.“

„Wie, wenn es ein solcher Bösewicht ist, so darf man ihm nicht trauen — denken Sie doch weiter. Sie hatten ja Einwendungen gegen einen Miethling und doch ist dieses einer.“

„Meine Tochter, in einem solchen Falle wie dieser kann man ihm sicher trauen. Ich habe Gründe, mich auf ihn zu verlassen.“

„Sagen Sie mir diese Gründe, mein Vater.“

Der Beichtvater schwieg und sein Gesicht nahm einen sehr sonderbaren Ausdruck an; es war schrecklicher noch als gewöhnlich, und eine düstre, leichenähnliche Farbe von gemischtem Zorn und Schuldbewußtseyn überzog es. Die Marquise überfiel ein unwillkührlicher Schauder, als sie ihn bei dem Abendstrahl, der durch ein Fenster fiel, ansah — und zum erstenmale wünschte sie, sich nicht so gänzlich in seine Macht gegeben zu haben. Allein der Würfel war nun einmal geworfen; es war zu spät,

„Der Marquis hat Vorurtheile, wie Sie wohl wissen, mein Vater; er ist ein gescheuter Mann, aber er irrt sich oft und ist dann nicht wieder zurückzubringen. Er hat die Fehler eines Gemüths, das blos gut gesinnt ist; es fehlt ihm an Urtheil und an Energie, um groß zu seyn. Wenn die Umstände ein Betragen vorschreiben, das nur im Mindesten von den Regeln der Moralität abweicht, die er von Kindheit auf genährt hat, ohne sie zu untersuchen, so schrickt er zurück. Er vermag nicht die Umstände zu unterscheiden, welche dieselbe Handlung tugendhaft oder lasterhaft machen. Es läßt sich nicht vermuthen, daß er einen kühnen Schritt gut heissen würde.

„Das ist sehr wahr," sagte der schlaue Schedoni mit einer Miene voll Bewunderung.

„Wir dürfen ihn daher nicht zu Rathe ziehen," fuhr die Marquise fort, „sonst würde er Einwendungen machen, die wir uns nicht können gefallen lassen. Was in unsern Gesprächen verhandelt wird, mein Vater, ist heilig und darf nicht weiter verbreitet werden."

„Heilig wie eine Beichte," sagte Schedoni und machte ein Kreuz.

„Ich weiß nicht," erwiederte die Marquise und stockte; „ich weiß nicht," wiederholte sie mit noch leiserer Stimme, „wie man dieses Mädgen los werden kann, und das beunruhigt mein Gemüth."

„Ich erstaune darüber," sagte Schedoni. „Wie ist es bei so hellen Begriffen, bei einem so scharf sehenden und doch so kühnen Geiste, als Sie gezeigt haben, möglich, über das, was geschehen muß, unschlüssig zu seyn? Sie werden doch nicht zu den ohnmächtigen Deklamatoren gehören, die wohl stark denken, aber nicht so handeln können. In dem gegenwärtigen Falle bleibt Ihnen nur ein einziges Mittel übrig — dasselbe, auf welches Ihr größerer Scharfsinn fiel, und welches er mich billigen lehrte. Ich muß jetzt diejenige überreden, die mich überzeugt hat! Es giebt nur ein Mittel!"

„Ich habe lange darüber nachgedacht," erwiederte die Marquise, „und — soll ich meine Schwachheit gestehn — ich kann mich noch nicht entschließen."

„Ist es möglich, meine Tochter, daß es Ihnen so schwer werden kann, sich im Handeln über gemeine Vorurtheile hinweg zu schwingen, die Sie nach Ihren Grundsätzen verachten?" — sagte Schedoni, der, sobald er wahrnahm, daß er ihr zu Hülfe kommen mußte, um ihr schwankendes Gemüth zu bestimmen, die vorsichtige Zurückhaltung ablegte, hinter welche er sich geflüchtet hatte.

„Wenn dieses Geschöpf durch das Gesetz verurtheilt wäre," fuhr er fort, „so würden Sie Ihr Urtheil für gerecht erklären, und doch wagen Sie es nicht — ich schäme mich, es zu

wiederholen — Sie wagen es nicht, selbst die Stelle der Gerechtigkeit zu vertreten!"

Die Marquise sagte nach einigem Besinnen: „ich habe nicht das Schild der Gerechtigkeit, mich zu beschützen, mein Vater, und die kühnste Tugend mag wohl erzittern, wenn sie den äußersten Rand der Sicherheit erreicht."

„Nimmer," erwiederte der Beichtvater mit Wärme; „die Tugend zittert nie; es ist ihr Triumph, ihr erhabenstes Attribut, über die Gefahr hinaus zu seyn, sie zu verachten! Die besten Grundsätze verdienen nicht eher Tugend genannt zu werden, bis sie diese Höhe erreichen."

Ein Philosoph würde vielleicht in Erstaunen gerathen seyn, zwei Personen in dem Augenblicke, wo sie das abscheulichste Verbrechen aussannen, so ernsthaft über die Gränzen der Tugend vernünfteln zu sehn; ein Weltmann würde es als bloße Heuchelei angesehn haben: allein wer nicht bloß die Sitten im Allgemeinen studierte, sondern sich eine tiefere Kenntniß des menschlichen Herzens erwarb, wird diese anscheinende Inconsequenz nicht unnatürlich finden.

Die Marquise blieb eine Zeitlang stumm und nachdenkend und wiederholte dann bedächtlich: „ich habe nicht das Schild des Gesetzes, mich zu beschützen." ...

„Allein Sie haben das Schild der Kirche."

erwiederte Schedoni; „Sie sollen nicht nur Schutz, sondern auch Absolution haben.“

„Absolution! — Bedürfen Tugend — Gerechtigkeit einer Absolution, mein Vater!“

„Wenn ich einer Absolution für die Handlung erwähne, die Sie als gerecht und nothwendig erkennen,“ erwiederte Schedoni, „so bequemte ich meine Sprache nach gemeinen Vorurtheilen und gemeiner Schwachheit. Und verzeihen Sie mir, meine Tochter, da Sie von Ihrer Höhe so weit herab fielen, das Schild des Gesetzes zu vermissen, so bemühte ich mich, Sie dadurch zu trösten, daß ich Ihnen ein Schild des Gewissens darboth. Allein genug hievon — lassen Sie uns auf Gründe zurückkommen. Dieses Mädchen wird außer Stand gesetzt, mehr Unheil zu begehen, die Ruhe und Würde einer erhabnen Familie zu kränken — sie wird vor der Zeit zum ewigen Schlafe geschickt — Was für ein Verbrechen, was für Uebel liegt darin? — Sie sehn im Gegentheil und haben mich überzeugt, daß es nur strenge Gerechtigkeit, nur Selbstvertheidigung ist.“

Die Marquise wurde aufmerksam, und der Beichtvater setzte hinzu — „Sie ist nicht unsterblich, und die wenigen Jahre mehr, die ihr vielleicht vergönnt gewesen wären, verdient sie zu verscherzen, weil sie solche nur angewandt haben würde, die Ehre eines erlauchten Hauses zu untergraben.“

„Sprechen Sie leise,“ sagte die Marquise, obgleich er beinahe flüsterte — „dieser Gang scheint zwar einsam, allein es könnte doch Jemand hinter den Pfeilern lauschen. Rathen Sie mir, wie die Sache anzufangen ist; ich begreife die nähern Mittel nicht.“

„Ich gestehe, daß die Ausführung wohl mit einiger Gefahr verbunden seyn könnte,“ erwiederte Schedoni — „ich weiß nicht, wem Sie sich anvertrauen könnten — die Menschen, die ein Gewerbe mit Menschenblut treiben —“

„Still,“ sagte die Marquise, die sich rings in der Dämmerung umsah — „ich höre Jemand. —“

„Es ist jener Mönch, der aufs Chor geht,“ erwiederte Schedoni.

Sie lauerten einige Augenblicke, worauf er wieder anfieng — „Miethlingen ist nicht zu trauen.“

„Und doch — wer anders als ein Miethling —“ unterbrach die Marquise; sie hielt sogleich inne — allein die Frage, die in ihren Worten lag, war dem Beichtvater nicht entgangen.

„Halten Sie mir mein Erstaunen über die Inconsequenz Ihrer Meinungen, oder wie soll ich es sonst nennen, zu Gute,“ sagte er. „Wie können Sie nach dem Scharfsinn, den Sie bisher gezeigt haben, zweifeln, daß man aus Grundsätzen diese Handlung begehen kann?

Warum sollten wir Bedenken tragen, das zu thun, was wir für Recht erkennen?"

„Ach, ehrwürdiger Herr," sagte die Marquise mit Bewegung — — „wo können wir Jemand finden, der Ihnen gleicht? der Ihren Scharfblick im Wahrnehmen, Ihre Energie im Handeln besitzt?"

Schedoni schwieg.

„Ein solcher Freund ist unschätzbar — aber wo sollen wir ihn suchen?"

„Tochter," sagte der Mönch mit Nachdruck — „mein Eifer für Ihre Familie übersteigt alle Berechnung."

„Guter Vater," erwiederte die Marquise, die seine Meinung vollkommen begriff — „ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll."

„Schweigen ist oft Beredsamkeit," erwiederte Schedoni bedeutend.

Die Marquise blieb stumm; denn auch ihr Gewissen war beredt. Sie suchte seine Stimme zu überwältigen; allein es wollte sich Gehör verschaffen, und zuweilen drangen solche Blitzstrahlen schrecklicher Ueberzeugung in ihre Seele, daß ihr zu Muthe war, wie Jemandem, der aus einem Traume erwacht, und die Augen nur öffnet, um die Tiefe des Abgrundes zu messen, an welchem er schwankt. In solchen Augenblicken erstaunte sie, daß sie sich nur einen Augenblick mit einem so schrecklichen Gedanken hätte beschäftigen können. Die Sophisterei des Beichtvaters, die Inconsequenzen,

die er begangen hatte, und die der Bemerkung der Marquise nicht entgangen waren, obwohl sie sich ihrer eignen nicht bewußt war, wurden ihr nun immer einleuchtender, und sie beschloß beinahe, die arme Ellena leben zu lassen; allein die Leidenschaft kehrte gleich einer Welle, die, vom Ufer zurückgedrängt wird, mit verdoppelter Heftigkeit wieder, und schwemmte die Dämme, welche Vernunft und Gewissen zu errichten begonnen hatten, von ihrem schwachen Gemüthe fort.

„Das Vertrauen, womit Sie mich haben beehren wollen —" sagte endlich Schedoni und schwieg — „diese so wichtige Angelegenheit —"

„Ja diese Angelegenheit —" unterbrach ihn die Marquise eilfertig — „aber wann und wo, guter Vater? Da ich mich einmal überzeugt habe, so verlangt mich, die Sache in Ordnung zu sehn."

„Die Umstände müssen es bestimmen," erwiederte der Mönch nachdenkend — „Am Ufer des Adriatischen Meeres, in der Provinz Apulia, nicht weit von Manfredonia liegt ein Haus, das zu diesem Zwecke gut wäre. Es ist eine einsame Wohnung am Ufer und liegt zwischen den Wäldern, die sich viele Meilen längs der Küste hinbreiten, dem Reisenden verborgen."

„Und die Leute dort —?" sagte die Marquise.

„Wer reiset wohl so weit bis Apulia? Es wird nur von einem armen Manne bewohnt, der sein kümmerliches Leben vom Fischfang erhält. Ich kenne ihn und könnte wohl die Ursachen, warum er so einsam lebt, angeben — allein das thut nichts zur Sache — genug, daß ich ihn kenne."

„Sie würden ihm also vertrauen?"

„Ja, das Leben dieses Mädchens — obwohl schwerlich mein eignes."

„Wie, wenn es ein solcher Bösewicht ist, so darf man ihm nicht trauen — denken Sie doch weiter. Sie hatten ja Einwendungen gegen einen Miethling und doch ist dieses einer."

„Meine Tochter, in einem solchen Falle wie dieser kann man ihm sicher trauen. Ich habe Gründe, mich auf ihn zu verlassen."

„Sagen Sie mir diese Gründe, mein Vater."

Der Beichtvater schwieg und sein Gesicht nahm einen sehr sonderbaren Ausdruck an; es war schrecklicher noch als gewöhnlich, und eine düstre, leichenähnliche Farbe von gemischtem Zorn und Schuldbewußtseyn überzog es. Die Marquise überfiel ein unwillkührlicher Schauder, als sie ihn bei dem Abendstrahl, der durch ein Fenster fiel, ansah — und zum erstenmale wünschte sie, sich nicht so gänzlich in seine Macht gegeben zu haben. Allein der Würfel war nun einmal geworfen; es war zu spät,

um die Klugheit zu hören und sie fragte aufs neue nach seinen Gründen.

„Das thut nichts zur Sache," erwiederte Schedoni mit erstickter Stimme — „genug sie stirbt!"

„Durch seine Hände?" fragte die Marquise mit starker Bewegung. „Bedenken Sie es noch einmal, Vater!"

Beide versanken aufs neue in Schweigen und Nachdenken. Endlich sagte die Marquise: „Mein Vater, ich verlasse mich auf Ihre Redlichkeit und Klugheit" — sie legte einen besonders schmeichelhaften Ausdruck auf das Wort Redlichkeit! — „Aber ich beschwöre Sie, lassen Sie uns dieses Geschäft schnell zu Ende bringen; Ungewißheit ist für mich das Fegefeuer dieser Welt; vertrauen Sie es doch keinem Andern an." Sie hielt inne und setzte dann hinzu: „Ich möchte nicht gern gegen einen Andern als Sie eine so große Schuld von Verbindlichkeit haben."

„Ich kann Ihr Verlangen, dieses Geschäft keinem Andern anzuvertrauen, nicht zugestehen," sagte Schedoni verdrießlich. „Können Sie sich einbilden, daß ich selbst —"

„Kann ich zweifeln, daß man diese Handlung aus Grundsatz betreiben und vollbringen kann?" unterbrach ihn die Marquise, die seine Meinung voraussah, indem sie seine eignen vorigen Worte anführte. „Warum sollten wir

Bedenken tragen, zu thun was wir für Recht erkennen?“

Schedoni äußerte sein Mißfallen bloß durch Stillschweigen, welches die Marquise vollkommen verstand.

„Bedenken Sie doch, guter Vater,“ setzte sie bedeutend hinzu, „wie peinlich es mir seyn müßte, einem Fremden oder irgend einem Andern, als einem so hoch geschätzten Freunde wie Sie, eine so unendlich große Verbindlichkeit schuldig zu seyn.“

Während Schedoni sie errieth und sich selbst überredete, daß er die Schmeichelei verachtete, womit sie ihre Gedanken dünn verschleierte, wurde seine Selbstliebe unmerklich durch das Compliment besänftigt. Er verneigte sich mit dem Kopf zum Zeichen, daß er in ihren Wunsch willigte.

„Vermeiden Sie, wo möglich, Gewalt,“ setzte sie hinzu, ihn sogleich begreifend, „aber lassen Sie sie schnell sterben! Die Strafe gebührt dem Verbrechen.“

Die Marquise warf bei diesen Worten zufällig die Augen auf die Inschrift über einem Beichtstuhl, wo mit schwarzer Schrift die schauderhaften Worte standen: „Gott hört dich.“ Es glich einer furchtbaren Warnung. Ihr Gesicht veränderte sich; es hatte sie ins Herz getroffen. Schedoni war zu sehr mit seinen eignen Gedanken beschäftigt, um die ihrigen zu bemerken, oder ihr Stillschweigen zu

verstehn. Sie erholte sich bald, und durch den Gedanken beruhigt, daß es nur eine gewöhnliche Inschrift auf Beichtstühlen wäre, achtete sie nicht weiter auf das, was sie anfangs als eine besondre Warnung ansah: doch verstrichen einige Augenblicke, ehe sie das Gespräch wieder anzuknüpfen im Stande war.

„Sie sprachen von einem Orte, Vater,“ hub die Marquise endlich an — „Sie erwähnten —“

„Ja,“ murmelte der Beichtvater, noch immer nachsinnend, „in einem Zimmer dieses Hauses ist —“

„Was ist das für ein Geräusch?“ sagte die Marquise, ihn unterbrechend. Sie horchten — einige tiefe Töne der Orgel schallten aus der Ferne und verstummten wiederum.

„Was ist das für Trauermusik,“ sagte die Marquise mit stammelnder Stimme — „sie wurde von furchtsamer Hand gespielt. Die Vesper ist lange vorbei!“

„Tochter,“ sagte Schedoni finster — „Sie sagten, Sie hätten den Muth eines Mannes — Ach, Sie haben nur eines Weibes Herz.“

„Entschuldigen Sie mich, mein Vater; ich weiß nicht, warum ich diese Bewegung fühle; allein ich will sie besiegen. Dieses Zimmer —“

„In diesem Zimmer,“ fuhr der Beichtvater fort — „ist eine geheime Thüre, die vor langer Zeit eingerichtet wurde —“

„Und zu welchem Zweck eingerichtet?“ sagte die furchtsame Marquise.

„Verzeihn Sie mir — genug, daß sie da ist; wir wollen einen guten Gebrauch davon machen. Durch diese Thüre — in der Nacht — wenn sie schläft —“

„Ich verstehe Sie,“ sagte die Marquise, „ich verstehe Sie. Aber warum, freylich werden Sie Ihre Gründe haben, wozu braucht es eine geheime Thüre in einem Hause, das, wie Sie sagen, ganz einsam liegt und nur von einer Person bewohnt wird?“

„Ein Gang führt nach der See,“ fuhr Schedoni fort, ohne auf die Frage zu antworten. „Dort, am Ufer, wenn die Dunkelheit es bedeckt — dort, zwischen die Wellen getaucht, soll kein Flecken verrathen —“

„Horch,“ unterbrach die Marquise auffahrend — „wiederum dieser Ton!“

Die Orgel tönte schwach vom Chor und hielt inne wie zuvor. Gleich darauf hub ein tiefes Chor von Stimmen, das sich mit der anschwellenden Orgel mischte, eine feierliche Trauermusik an.

„Wer ist todt,“ sagte die Marquise mit verändertem Gesicht — „es ist ein Requiem!“

„Friede mit dem Todten,“ rief Schedoni aus und machte ein Kreutz. „Friede sey mit seiner Seele!“

„Hören Sie diesen Gesang,“ sagte die Marquise mit zitternder Stimme; „es ist das erste

Requiem: die Seele hat nur erst eben den Körper verlassen!"

Sie lauschten stillschweigend. Die Marquise war sehr bewegt; sie wechselte alle Augenblicke die Farbe; ihr Athem war kurz und unterbrochen; sie vergoß sogar einige Thränen, aber es waren mehr Thränen der Verzweiflung als des Kummers. „Dieser Körper, der noch vor einer Stunde warm und beseelt war, ist jetzt kalt;" sagte sie zu sich selbst. „Diese schönen Sinne sind im Tode geschlossen. Und zu diesem Zustande wollte ich ein Wesen, das mir gleich ist, bringen! O unglückliche, unglückliche Mutter, wozu hat die Thorheit eines Sohnes dich gebracht!"

Sie wandte sich von dem Beichtvater ab, und gieng alleine in den Gang. Ihre Bewegung stieg: sie weinte ohne Zwang, denn ihr Schleier und die Abenddämmerung verbargen sie, und ihre Seufzer verloren sich unter der Musik des Chors.

Schedoni befand sich in nicht mindrer Unruhe; allein er fühlte nur Regungen von Besorgniß und Verachtung. „Da sieht man, was Weiber sind," sagte er zu sich selbst. „Die Sklaven ihrer Leidenschaft; das Spiel ihrer Sinne! Wenn Stolz und Rache in ihrer Brust sprechen, so biethet sie allen Hindernissen Trotz und lacht über Verbrechen. Bestimmt aber ihre Sinne, laßt nur Musik eine schwache Saite ihres Herzens berühren und in ihrer Phantasie

wie-

wieder tönen, so verändern sich plötzlich alle ihre Begriffe: sie bebt vor der Handlung zurück, die sie noch einen Augenblick vorher für verdienstlich gehalten hatte; sie giebt neuen Bewegungen nach, und sinkt — das Schlachtopfer eines Tones! O schwaches, verächtliches Wesen!"

Die Marquise wenigstens schien seine Bemerkungen zu rechtfertigen. Die gewaltsamen Leidenschaften, welche jeder Vorstellung der Vernunft und Menschlichkeit widerstanden, konnten nur durch andre Leidenschaften überwunden werden; und da ihre Sinne durch die klagende Melodie der Musik gerührt, und ihre abergläubige Furcht durch das Zusammentreffen einer Todtenfeier in demselben Augenblick, wo sie einen Mord aussann, rege gemacht wurden, gab sie auf eine Weile dem vereinigten Einfluß von Mitleid und Schrecken nach. Ihre Bewegung verlor sich nicht, allein sie kehrte zu dem Beichtvater zurück.

„Wir wollen ein andresmal über die Sache sprechen," sagte sie, „jetzt sind meine Lebensgeister zu sehr in Unordnung. Gute Nacht, Vater! erinnern Sie sich meiner in Ihren Gebeten."

„Friede sey mit Ihnen, gnädige Frau," sagte der Beichtvater sich ernsthaft verneigend. „Ihrer soll nicht vergessen werden. Seyn Sie nur entschlossen und mit einem Worte: Sie selbst!"

Die Marquise winkte ihrer Kammerfrau näher zu kommen; sie hüllte sich dicker in ihren Schleier und verließ auf des Mädchens Arm gestützt, das Kloster. Schedoni blieb noch einen Augenblick auf derselben Stelle und sah ihr nach, bis ihre Gestalt sich in der Dunkelheit der langen Aussicht verlor — er gieng darauf mit nachdenkendem Schritt durch eine andre Thüre. In seiner Erwartung betrogen, verzweifelte er dennoch nicht.

Fünftes Kapitel.

„The lonely mountains o'er
And the resounding shore
A voice of weeping heard, and loud lament!
From haunted spring, and dale
Edg'd with poplar pale,
The parting genius is with sighing sent;
With flower in vowen tresses torn
The nymphs in twilight shade of tangled thicket
mourn!"

Milton.

Während die Marquise und der Mönch solche Verschwörungen gegen Ellena ausbruteten, be-

fand sie sich noch immer in dem Ursulinerkloster am See Celano. Unpäßlichkeit, die Folge der bangen und harten Angst, welche sie ausgestanden hatte, zwang sie in diesem verborgnen Zufluchtsorte zu bleiben. Ein Fieber lag auf ihren Nerven und eine allgemeine Mattigkeit drückte ihren ganzen Kö per, die selbst durch das Bestreben, sie zu überwinden, noch größer wurde. Mit jedem anbrechenden Tage hoffte sie im Stande zu seyn, ihre Reise heimwärts fortzusetzen, und doch fand jeder neue Tag sie eben so unvermögend als der vorige, und die zweite Woche war bereits verstrichen, ehe die schöne Luft von Celano und die Ruhe dieses Orts ihre Lebensgeister wieder herzustellen anfieng. Vivaldi, der sie täglich am Sprachgitter besuchte, und sie mit innerlicher Angst beobachtete, hatte sich bisher enthalten, einen Gegenstand zu erneuern, der sie in Bewegung setzen, und ihrer Gesundheit schaden könnte. Jetzt aber, da sie an Kräften zunahm, wagte er es allmählich seiner Besorgnisse zu erwähnen, daß ihr Zufluchtsort entdeckt werden und er sie noch jetzt unwiederbringlich verlieren könnte, wenn sie nicht in eine schleunige Heirath willigte. Bei jedem Besuche drang er jetzt in sie, stellte ihr die Gefahren vor, die sie umgaben und wiederholte seine Gründe und Bitten! denn es war ihm jetzt, da er glaubte, daß die Zeit schreckliche Uebel herbei drängte, nicht länger möglich, auf die zarten Bedenklichkeiten zu ach-

ten, die ihm auflegten, seine Bitten zurückzuhalten. Hätte Ellena den Eingebungen ihres Herzens gefolgt, so würde sie durch freimüthiges Annehmen seines Vorschlags seine Anhänglichkeit und seine Dienste belohnt haben; allein sie konnte die Einwendungen, welche die Vernunft dagegen machte, weder überwinden, noch außer Acht lassen.

Vivaldi stellte ihr die Gefahren vor, welche sie jetzt umringten, und erinnerte sie daran, daß sie ihm ihre Hand im Beiseyn ihrer verstorbenen Tante Bianchi feierlich versprochen hätte, und wenn diese leben geblieben wäre, längst ihr Versprechen würde erfüllt haben. Er flehte sie aufs neue bei jeder heiligen und zärtlichen Erinnerung, die furchtbare Ungewißheit ihres Schicksals zu endigen und ihm das Recht zu gewähren sie zu beschützen, ehe sie sich aus diesem Schutzorte hervorwagten.

Ellena bestritt die Heiligkeit des Versprechens nicht, das sie vormals geleistet hatte, und versicherte Vivaldi, daß sie sich ihm eben so unauflöslich verbunden glaubte, als wenn sie ihm am Altare wäre gegeben worden; allein bestätigen wollte sie ihre Gelübde nicht eher, bis seine Familie geneigt schiene, sie als Tochter anzunehmen; alsdann wollte sie das Unrecht, welches man ihr zugefügt hatte, vergessen, und sich nicht länger gegen diese Verbindung sträuben. Sie setzte hinzu, daß es Vivaldi selbst geziemte, sorgsamer auf die

Würde der Frau zu halten, die er mit seiner Achtung beehrte und nicht zuzugeben, daß sie sich durch einen unbesonnenen Schritt herabsetzte.

Vivaldi fühlte die volle Kraft dieser Aufforderung. Er erinnerte sich mit Beklemmung an Umstände, die ihr glücklicherweise unbekannt waren, ihm aber die Gerechtigkeit ihres Vorwurfs doppelt fühlbar machten. Die Verläumdungen, womit die Marquise ihren Namen befleckt hatte, drangen sich seinem Gedächtniß auf; Stolz und Unwillen bemächtigten sich seines Herzens und überwanden die Furcht vor dem Zufall so sehr, daß er augenblicklich den Entschluß faßte, jede andre Rücksicht fahren zu lassen, um nur die Achtung zu behaupten, welche Ellena geziemte, und sich ihre Hand zu versagen, bis seine Familie ihren Irrthum eingesehn und sie willig als ihr Kind aufgenommen haben würde. Allein dieser Entschluß war nur vorübergehend; andre Rücksichten und Besorgnisse drängten sich ihm auf. Er sah nur zu gut, wie unwahrscheinlich es sey, daß sie je freiwillig ihren Stolz seiner Liebe nachsetzen, oder lange genährte Vorurtheile der Wahrheit und einem Gefühl von Gerechtigkeit aufopfern würde. Indessen könnte ein Plan, ihn von Ellena zu trennen, gelingen, und er sie auf immer verlieren. Es schien ihm das beste, das einzige Mittel, die frechen Verläumdungen, die man gegen sie ausgestreut hatte, zu widerle-

gen, wenn er selbst die hohe Achtung, die er für sie fühlte, öffentlich bewiese, und sie der Welt in dem geheiligten Charakter seiner Gattin vorstellte. Diese Betrachtungen bestimmten ihn schnell, auf seiner Bewerbung zu beharren; allein es war unmöglich, sie Ellenen einleuchtend zu machen, weil die Umstände, die er ihr hätte eröffnen müssen, ihre Delikatesse beleidigen und ihr Herz betrüben, und zugleich ihrem gerechten Stolz neue Gründe geben würden, keinen Schritt zur Annäherung gegen eine Familie zu thun, welche sie so gröblich beleidigt hatte.

Während diese Betrachtungen ihn beschäftigten, entgieng die Bewegung, welche sie ihm verursachten, Ellenas Bemerkung nicht. Seine Unruhe stieg, so wie er über die Unmöglichkeit nachdachte, sie in ihren Augen gültig zu machen, und wie wenig Hoffnung er sich machen durfte, sie zu überreden, wofern er nicht neue Gründe für sich anführen könnte. Seine ungekünstelte Betrübniß machte ihre ganze Zärtlichkeit und Dankbarkeit rege; sie fragte sich selbst, ob sie wohl länger auf ihren eignen Rechten bestehn sollte, wenn sie dadurch die Ruhe des Mannes aufs Spiel setzte, der sich um ihrentwillen so vieler Gefahr ausgesetzt, sie von harten Drangsalen befreit und ihr die Stärke seiner Zuneigung so lange und so ächt bewiesen hatte.

Wenn sie sich diese Fragen vorlegte, so kam sie sich als ein ungerechtes und eigennützi- ges Geschöpf vor, ungeneigt irgend ein Opfer für die Ruhe desjenigen zu bringen, der ihr selbst mit Gefahr seines Lebens die Freiheit ge- schenkt hatte. Ihre Tugenden selbst schienen ihr jetzt, da sie übertrieben wurden, an Laster zu gränzen; ihr Gefühl von Würde schien ihr engherziger Stolz, ihre Delikatesse Schwäche; ihre gemäßigte Zärtlichkeit kalter Undank; und ihre Vorsicht eine ins Niedrige ausgeartete Be- sorglichkeit.

Vivaldi, der eben so empfänglich für die Hoffnung als für die Furcht war, merkte so- gleich, daß ihr Entschluß anfieng zu wanken, und machte aufs neue alle Gründe, von wel- chen er sich Wirkung versprechen konnte, bei ihr geltend. Allein der Gegenstand war zu wichtig für Ellena, um sich sogleich bestimmen zu können; er gieng nur mit einer schwachen Aufmunterung von ihr und sie bat ihn, nicht eher als den andern Tag wieder zu kommen, wo sie ihm ihren letzten Entschluß bekannt ma- chen wollte.

Diese Zwischenzeit war vielleicht die pein- lichste, die er je durchlebt hatte. Einsam am Ufer des Sees, brachte er viele Stunden in abwechselnder Hoffnung und Furcht zu: er suchte die Entscheidung vorher zu errathen, von der seine ganze künftige Ruhe abhieng, und bebte eben so schnell davor zurück, so oft

seine Einbildungskraft sie ihm als ungünstig darstellte.

Er verlor die Mauern, welche sie einschlossen, fast nie aus dem Gesicht; ihr Anblick schien seine Hoffnungen zu nähren, und während er ihre rauhe Oberfläche anstaunte, war Ellenas Bild allein vor seiner Phantasie, bis sein ängstliches Verlangen, ihre Gesinnung gegen ihn zu erfahren, zu dem schmerzhaftesten Grade stieg und er plötzlich den Ort verließ. Allein ein unsichtbarer Zauber schien ihn wieder zurück zu ziehen und der Abend fand ihn langsam unter dem Schatten der melancholischen Gränzen einherschleichen, die seine Ellena verbargen.

Sie brachte ihren Tag nicht ruhiger hin. Wenn Klugheit und geziemender Stolz ihr verbothen, ein Mitglied der Vivaldischen Familie zu werden, so führten Dankbarkeit, Liebe, unwiderstehliche Zärtlichkeit eben so mächtig Vivaldis Sache. Das Andenken vergangner Zeiten kehrte zurück, und die Töne der Verstorbenen selbst schienen aus dem Grabe hervor zu hallen, und legten ihr auf, das Versprechen zu erfüllen, welches Bianchis letzte Augenblicke versüßt hatte.

Am folgenden Morgen befand sich Vivaldi lange vor der bestimmten Stunde an den Thoren des Klosters und harte mit quälender Ungeduld, bis die Glocke das Signal zu seinem Eintritt schlug. Er fand Ellena bereits im Sprachzimmer; sie war allein und stand bei

seinem Eintritt unruhig auf. Seine Schritte wankten, ihm versagte die Sprache, und nur seine Augen, mit wildem Ernst auf sie geheftet, vermochten nach ihrem Entschluß zu fragen. Sie bemerkte die Blässe seines Gesichts und seine Bewegungen mit gemischter Bekümmerniß und Wohlgefallen. Er sah sie lächeln und ihm die Hand reichen, und Furcht, Sorge und Zweifel verschwanden auf einmal aus seiner Seele. Er war unfähig ihr zu danken, seufzte aber tief, als er ihre Hand drückte, und sich von Freude überwältigt an das Gitter lehnte, welches sie von einander trennte.

„Sie sind also würklich mein!“ sagte Vivaldi, als er endlich die Sprache wieder bekam. „Wir werden uns nicht mehr trennen! Sie sind mein für immer! Aber Ihr Gesicht verändert sich! O Himmel ich habe mich doch nicht geirrt! Sprechen Sie, ich beschwöre Sie, Ellena, erlösen Sie mich von diesen schrecklichen Zweifeln!“

„Ich bin die Ihrige, Vivaldi,“ antwortete Ellena schwach. „Keine Unterdrückung soll uns mehr trennen!“

Sie weinte und zog den Schleier über ihre Augen.

„Was bedeuten diese Thränen,“ sagte Vivaldi unruhig. „Ach Ellena,“ setzte er mit sanfterer Stimme hinzu, „sollten in solchen Augenblicken wohl Thränen fließen! Sollten jetzt Ihre Thränen auf mein Herz fallen? Ach,

sie sagen mir, daß diese Einwilligung mit Widerstreben, mit Schmerzen gegeben wird — daß Ihre Liebe schwach ist — daß Ihr Herz, Ihr ganzes Herz nicht mehr mein ist."

„Sie sollen Ihnen vielmehr sagen, daß es ganz Ihnen gehört," erwiederte Ellena; „daß meine Liebe nie mächtiger war, als jetzt, wo sie alle Rücksicht wegen Ihrer Familie überwinden und mich zu einem Schritt zu bringen vermag, der mich in Ihren, und ich fürchte in meinen eignen, Augen herabsetzen muß."

„O nehmen Sie diese grausame Behauptung zurück!" unterbrach sie Vivaldi. „Sie in Ihren eignen, in meiner Familie Augen herabsetzen!" Er war sehr bewegt; sein Gesicht flammte und mehr als gewöhnliche Würde erhob seine Gestalt.

„Die Zeit wird kommen, meine Ellena," setzte er mit Nachdruck hinzu, „wo sie Ihren Werth einsehen und Ihre Vorzüge anerkennen wird. O, wäre ich König, um aller Welt zu zeigen, wie sehr ich Sie liebe und ehre!"

Ellena reichte ihm die Hand und lächelte, indem sie ihren Schleier zurückschlug, mit Dankbarkeit und wieder auflebendem Muthe durch ihre Thränen ihn an.

Ehe Vivaldi nach seinem Kloster zurück gieng, erhielt er ihre Einwilligung, mit einem alten Benedictiner, den er für sich gewonnen hatte, über die Stunde, wo die Trauung am unbemerktesten vollzogen werden konnte, zu be-

rathschlagen. Der Priester benachrichtigte ihn, daß er nach dem Schlusse der Abendvesper einige Stunden frei haben würde, und daß er gleich nach Sonnenuntergang, wo die Brüderschaft im Refektorium versammlet wäre, in einer nahe beim Kloster gelegnen Kapelle mit ihnen zusammen kommen und die Trauung verrichten wolle.

Vivaldi kehrte sogleich mit diesem Bescheide zu Ellena zurück, und es wurde beschlossen, daß sie um die bestimmte Stunde bei dem Priester zusammen kommen wollten. Ellena hielt es für schicklich, die Aebtissin mit ihrem Vorhaben bekannt zu machen, und erhielt Erlaubniß von ihr, sich von einer Layenschwester begleiten zu lassen: Vivaldi sollte außerhalb der Mauern auf sie warten und sie zum Altare führen. Nach geendigter Ceremonie sollten die Flüchtlinge sich in ein zu diesem Zweck gemiethetes Boot einschiffen und ihren Weg nach Neapel fortsetzen. Vivaldi gieng, um ein Boot zu miethen, und Ellena bereitete sich zur Fortsezzung ihrer Reise.

So wie die bestimmte Stunde näher kam, sanken ihre Lebensgeister, und sie beobachtete mit trauriger Vorahndung die Sonne, wie sie sich hinter stürmischen Wolken zurückzog und ihre Strahlen von den höchsten Gipfeln der Gebürge verschwanden, bis der Schleier der Dämmerung die ganze Scene einhüllte. Sie verließ darauf ihr Zimmer, nahm dankbaren

Abschied von der gastfreien Aebtissin, und verließ, von der Layenschwester begleitet, das Kloster.

Gleich vor dem Thore fand sie Vivaldi, dessen Blick, als er ihren Arm in den seinigen legte, ihr sanft ihre Niedergeschlagenheit vorwarf.

Stillschweigend giengen sie auf die Kapelle San Sebastian zu. Die Gegend schien mit Ellenas Stimmung zu sympathisiren. Es war ein trüber Abend und die See, die sich in dunkeln Wellen am Ufer brach, mischte ihre dumpfen Töne in die des Windes, der die hohen Fichten beugte, und in Stößen zwischen den Felsen pfiff. Sie beobachtete mit Unruhe die schweren Donnerwolken, die längs den Seiten der Berge hinrollten, und die Vögel, die sich schnell über dem Wasser kräuselten, und zu ihren Nestern zwischen den Klippen flatterten; sie sagte zu Vivaldi, daß ein Sturm heran zu kommen schiene, und daß sie gern vermeiden möchte, über den See zu gehen. Er befahl sogleich Paulo, das Boot abzusagen, und mit einem Wagen zu warten, damit sie, sobald das Wetter sich aufklärte, keinen Augenblick über die Zeit aufgehalten würden.

So wie sie sich der Kapelle näherten, heftete Ellena ihre Augen auf die trauernden Cypressen, die über ihr wehten, und seufzte. „Dieses sind Leichenzierrathe," sagte sie, „und kein Schmuck für einen Hochzeitaltar! Vival-

di, ich könnte abergläubisch seyn — Dünkt Ihnen nicht, daß sie künftiges Unheil weissagen? Aber verzeihen Sie mir, meine Nerven sind so schwach.

Vivaldi suchte ihr Gemüth zu beruhigen und machte ihr zärtliche Vorwürfe, daß sie ihrer Schwermuth so sehr nachhienge. Unter diesen Gesprächen betraten sie die Kapelle. Stille und eine Art von düstrer Leichenbeleuchtung waren darin verbreitet. Der ehrwürdige Benedictiner mit einem Bruder, welcher der Braut zum Führer dienen sollte, warteten bereits, knieend und im Gebet begriffen.

Vivaldi führte die zitternde Ellena zum Altar, wo sie warteten, bis die Benedictiner ihr Gebet geendigt hätten. Es waren Augenblicke tiefer Bewegung. Sie sah sich oft mit furchtsamer Erwartung, einen lauschenden Beobachter zu entdecken, in der Kapelle umher; und so unwahrscheinlich sie es auch hielt, daß irgend Jemandem in dieser Gegend daran liegen könnte, die Ceremonie zu unterbrechen, so nahm doch diese Vorstellung unwillkührlich ihre Seele ein. Einmal glaubte sie würklich, als ihre Augen auf ein Fenster fielen, ein menschliches Gesicht dicht an das Glas gedrückt zu sehn, als wollte man sie belauschen; als sie aber wieder hinsah, war die Erscheinung verschwunden. Doch horchte sie auf die ungewissen Töne außen und fuhr zu Zeiten auf, wenn die Wellen der See an die Felsen unten schlu-

gen, sich beinahe einbildend, daß sie in den Zugängen der Kapelle, Stimmen und Tritte von Menschen hörte. Sie gab sich Mühe, ihre Besorgniß durch die Betrachtung zu überwinden, daß eine unschuldige Neugierde vielleicht einige Einwohner des Klosters hieher gelockt haben könnte, und ihr Gemüth wurde ruhiger, bis sie eine Thüre ein wenig aufmachen und ein dunkles Gesicht hinter ihr hervor gucken sah. Es zog sich sogleich zurück und die Thüre wurde zugemacht.

Vivaldi, der Ellena erblassen sah, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte, folgte ihren Augen bis an die Thüre; weil er aber Niemand gewahr ward, fragte er sie, warum sie erschrocken sey?

„Wir werden beobachtet,“ sagte Ellena; „es ließ sich so eben Jemand an der Thüre sehen.“

„Und wenn wir auch bemerkt würden,“ erwiederte Vivaldi, „wen könnten wir wohl in dieser Gegend zu fürchten haben? Guter Vater, eilen Sie doch,“ sagte er zu dem Priester, „Sie vergessen, daß wir auf sie warten.“

Der diensthabende Priester machte ein Zeichen, daß er sein Gebet bald geendigt hätte; allein der andre stand sogleich auf und sprach mit Vivaldi, der ihn bat, die Thüren der Kapelle zu verschließen, damit sie vor aller Störung gesichert wären.

„Wir dürfen die Thüren dieses heiligen Tempels nicht verriegeln," erwiederte der Benedictiner; es ist ein Zufluchtsort, der nie verschlossen werden darf."

„Allein Sie werden mir doch erlauben, eine leere Neugierde zurückzuweisen," erwiederte Vivaldi, „und mich zu erkundigen, wer an jener Thüre lauscht? Die Ruhe dieser Dame erfordert es."

Der Bruder war es zufrieden und Vivaldi schritt zu der Thüre; da er aber Niemand in dem dunkeln Gange dahinter gewahr ward, kehrte er mit leichtern Schritten zu dem Altar zurück, von welchem der erste Priester jetzt aufstand.

„Meine Kinder," sagte er, „ich habe euch warten lassen; allein eines alten Mannes Gebete sind nicht minder wichtig, als eines jungen Wünsche, obgleich dies nicht der Augenblick ist, wo Sie diese Wahrheit zugeben werden."

„Ich gebe Ihnen alles zu, was Sie wollen, guter Vater," erwiederte Vivaldi, „wenn Sie nur ohne weitern Verzug diese Gelübde bestätigen wollen. Die Zeit drängt."

Der ehrwürdige Priester nahm seinen Stand vor dem Altare, und schlug das Buch auf. Vivaldi setzte sich zu seiner Rechten und suchte durch Blicke der Liebe Ellena aufzumuntern, die mit niedergeschlagnem Gesicht, welches ihr Schleier nur schlecht verbarg und mit zur Erde gestrecktem Blick sich auf ihre sie begleitende

Schwester stützte. Die Gestalt und widrigen Züge dieser Schwester; die hagre Figur und rauhe Gesichtsbildung des in das graue Habit seines Ordens gekleideten Bruders; das versilberte, durch einen Strahl von der Lampe oben erleuchtete Haupt des Priesters und seine gelaßne Miene, Vivaldis jugendlicher Grazie und lebhafter Gesichtsbildung entgegengesetzt, bildeten zusammen eine des Pinsels würdige Gruppe.

Der Priester hatte bereits die Ceremonie angefangen, als ein Geräusch Ellena aufs neue beunruhigte; sie sah, daß man die Thüre wieder vorsichtig öffnete, und daß eine riesenmäßige Figur sich hinter ihr hervorbog. Er trug eine Fackel und man sah beim Schimmer derselben eine andre Person in dem Gange dahinter, die über seine Schulter weg in die Kapelle sah. Das wilde Ansehn dieser Menschen und ihre sonderbare Kleidung überzeugten Ellena sogleich, daß sie nicht Bewohner des Benedictinerklosters, sondern einige schreckliche Bothen des Uebels seyn müßten. Ihr halb ersticktes Geschrei erschreckte Vivaldi, der sie auffieng, ehe sie zur Erde fiel: weil er aber nicht mit dem Gesichte nach der Thüre gekehrt stand, begriff er die Ursache ihres Schreckens nicht, bis er bei dem plötzlichen Geräusch von Fußtritten sich umdrehte, und verschiedne bewaffnete, und sehr sonderbar gekleidete Menschen bemerkte, die sich dem Altare näherten.

„Wer

„Wer ist derjenige, der sich in dieses Heiligthum einzubringen erdreistet?“ fragte er finster, während er sich halb von der Erde aufrichtete, wohin Ellena niedergesunken war.

„Welche gotteslästerliche Fußtritte,“ rief der Priester, „entweihen so gröblich diesen heiligen Ort? —“

Ellena lag ohne Bewußtseyn, und da die Menschen immer näher heran kamen, zog Vivaldi seinen Degen, um sie zu beschützen.

Der Priester und Vivaldi sprachen nun zusammen, aber man konnte ihre Worte nicht verstehn, als eine furchtbar laute Stimme, gleich dem Ausbruch des Donners, das Geheimniß enthüllte.

„Ihr Vincentio di Vivaldi von Neapel und Ihr Ellena di Rosalba von der Villa Altieri, wir gebiethen euch im Namen der heiligen Inquisition euch zu ergeben!“

„Der Inquisition!“ rief Vivaldi, der kaum glauben konnte, was er hörte. „Hier muß ein Irrthum seyn.“

„Der abgeordnete wiederhohlte seine Aufforderung, ohne daß er zu antworten würdigte.“

Vivaldi setzte mit immer wachsendem Erstaunen hinzu: Bilden sie sich nicht ein, meine Leichtgläubigkeit so sehr täuschen zu können, daß ich glauben sollte, unter die Erkenntniß der Inquisition gefallen zu seyn.

„Sie können glauben, was Ihnen beliebt; allein Sie und diese Dame sind meine Gefangne."

„Hebe dich weg, Betrüger!" sagte Vivaldi, von der Erde aufspringend, wo er Ellena unterstützt hatte, „oder mein Schwerdt soll dich deine Verwegenheit bereuen lehren!"

„Wagen Sie es, einen Diener der heiligen Inquisition zu beleidigen!" rief der Kerl. „Dieses heilige Gericht wird Sie belehren, welcher Gefahr Sie sich aussetzen, wenn Sie seinen Befehlen widerstreben."

Der Priester kam Vivaldis Antwort zuvor. „Wenn Ihr würklich abgeordnete dieses furchtbaren Tribunals seyd," sagte er, „so zeigt Eure Beglaubigung. Erinnert Euch, daß dieser Ort heilig ist, und zittert vor den Folgen eines Betrugs. Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt, daß ich ohne ausdrücklichen Befehl dieser furchtbaren Macht Euch Personen ausliefern würde, die hier Zuflucht gesucht haben."

„Zeigt Eure Vollmacht!" rief Vivaldi mit stolzer Ungeduld. —

„Hier ist sie," erwiederte der Gerichtsdiener, und zog eine schwarze Rolle hervor, die er dem Priester überlieferte. „Lesen Sie und überzeugen Sie sich!"

Der Benedictiner fuhr zurück, so wie er die Rolle sah, doch nahm er sie hin und betrachtete sie genau. Die Art des Pergaments, das Siegel, die besondre Form der Worte, die

besondern Zeichen, welche nur die Eingeweihten verstehn; alles sah einem ächten Verhaftsbefehl der heiligen Inquisition ähnlich. Die Rolle fiel ihm aus der Hand, und er heftete mit Bestürzung und unaussprechlichem Mitleid die Augen auf Vivaldi, der sich bückte, um das Pergament aufzunehmen, als der Fremde es ihm aus der Hand riß.

„Unglücklicher junger Mann!" sagte der Priester; „es ist nur zu wahr; Sie werden von dieser ehrwürdigen Macht gefordert, Ihr Verbrechen zu verantworten, und mir wird die Begehung eines schrecklichen Vergehens erspart."

Vivaldi stand wie vom Donner getroffen. „Für welches Verbrechen, ehrwürdiger Vater, will man mich zur Verantwortung ziehen? Dies ist eine dreiste und schlaue Betrügerei, da sogar Sie davon hintergangen werden können. Was für ein Verbrechen — was für eine Beleidigung?"

„Ich hätte Sie nicht für so verhärtet im Bösen gehalten," erwiederte der Priester. „Halten Sie ein, fügen Sie nicht freche Falschheit zu den hartnäckigen Leidenschaften der Jugend. Sie kennen Ihr Verbrechen nur zu gut!"

„Falschheit!" erwiederte Vivaldi. „Doch alter Mann, Ihre Jahre und dieses heilige Gewand schützen Sie. Diese Nichtswürdigen aber, die es gewagt haben, das unschuldige Schlachtopfer da — auf Ellena deutend — mit

in ihre Anklage zu verwickeln, sollen meine gerechte Rache empfinden.“

„Halt! halt!“ sagte der Priester, ihn beim Arm ergreifend, „haben Sie Mitleid mit sich selbst und mit ihr. Wissen Sie, welche Strafe Ihre Widersetzlichkeit nach sich zieht?“

„Ich weiß es nicht und bekümmre mich nicht darum,“ erwiederte Vivaldi; „allein ich will Ellena di Rosalba bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Laßt sie heran kommen, wenn sie es wagen.“

„An ihr,“ sagte der Priester, „an ihr, die sinnlos zu Ihren Füßen liegt, werden Sie Ihre Rache für diese Schmähungen nehmen — an ihr, der Theilnehmerin Ihrer Schuld!“

„Der Theilnehmerin meiner Schuld!“ — rief Vivaldi mit gemischtem Unwillen und Erstaunen — „meiner Schuld!“

„Rascher junger Mann! verräth sie nicht dieser Schleier hier sogar? Ich erstaune jetzt, wie er meiner Bemerkung entgehn konnte!“

„Sie haben eine Nonne aus ihrem Kloster geraubt,“ sagte der Hauptanführer, „und müssen dieses Verbrechen verantworten. Wenn Sie Ihre Rodomontaden ausgekramt haben, Signor, so müssen Sie mit uns gehn; unsre Geduld ist zu Ende.“

Vivaldi bemerkte jetzt zum erstenmale, daß Ellena in einen Nonnenschleier gehüllt war; es war der nämliche, welchen Olivia ihr am Abend vor ihrer Abreise aus dem Kloster geliehen hat-

te, um sie vor der Aebtissin zu verbergen, und sie hatte in der. Angst beim Fortgehn vergessen, ihn zurückzulassen. In dieser ganzen Zeit war ihr Gemüth zu sehr mit Sorge und Angst erfüllt gewesen, um daran zu denken, daß der Schleier den sie trug, nicht der ihrige war; allein eine von den Ursulinerschwestern hatte es nur zu gut bemerkt.

Obgleich Vivaldi den Umstand mit dem Schleier nicht zu erklären wußte, ahndete er doch andre Umstände, welche der Anklage gegen ihn einigen Anschein geben könnten, und sah dunkel den weiten Umfang des Fallstricks, den man ihm gelegt hatte. Auch glaubte er, Schedonis Hand dabei im Spiele zu sehn, und daß dieser finstre Geist sich jetzt für die Schmach, die er in der Kirche San Stefano erlitten hatte, und für alle nachfolgenden Kränkungen zu rächen suchte. Da Vivaldi nichts von den ehrgeizigen Hoffnungen wußte, welche die Marquise in dem Vater Schedoni ermuntert hatte, so sah er nicht, wie unwahrscheinlich es wäre, daß der Beichtvater durch diese Verhaftnehmung ihres Sohnes ihre Gunst aufs Spiel setzen sollte: noch weniger konnte er argwöhnen, daß Schedoni, wenn er es gethan, Geheimnisse von ihr in Besitz hätte, die ihn in Stand setzten, ihrer Rache Trotz zu biethen und sie zum Verstummen bei seinem Rathschluß zu zwingen.

Seit der Ueberzeugung, daß Schedonis Meisterhand diesen Schritt gelenkt hätte, stand Vivaldi geisterblaß und starrte in stummer unaussprechlicher Angst Ellena an, die, sobald sie wieder ins Leben kam, ihre hülflosen Hände nach ihm ausstreckte, und ihn anrief, sie zu retten. „Verlassen Sie mich nicht,“ sagte sie in den flehendsten Tönen. „Ich fühle mich sicher, so lange Sie bei mir sind.“

Bei dem Ton ihrer Stimme fuhr er aus seiner Erstarrung auf, wandte sich stolz zu den Kerls, die in finstrer Wachsamkeit da standen und hieß sie fortgehn, oder sich auf seine Wuth gefaßt machen. Sie zogen sogleich sämmtlich ihre Schwerdter, und Ellenas Geschrei, und das Flehen des Priesters verloren sich unter dem Tumult der Fechtenden.

Vivaldi, höchst abgeneigt, Blut zu vergießen, hielt sich bloß vertheidigend, bis die Heftigkeit seiner Gegner ihn zwang, alle seine Geschicklichkeit und Stärke aufzubiethen. Er warf den einen nieder; allein seine Fechtkunst war unvermögend, die zwei andern zurückzutreiben, und er war beinahe überwunden, als man Schritte herannahen hörte, und Paulo in die Kapelle drang. So wie er seinen Herrn im Gedränge sah, zog er das Schwerdt und eilte ihm wüthend zu Hülfe. Er focht mit unbezwinglicher Kühnheit und Muthe bis beinahe in dem Augenblicke, wo sein Gegner fiel, neue Gehülfen in die Kapelle drangen, und

Vivaldi sich mit seinem treuen Diener verwundet und endlich entwaffnet sah.

Ellena, die man verhindert hatte, sich zwischen die Kämpfer zu stürzen, begleitete jetzt, da sie Vivaldi verwundet sah, ihr Bestreben, sich los zu machen, mit solchem Klagen und Flehn, daß sie sogar die Herzen der umstehenden Mörder beinahe zum Mitleid bewegte.

Durch seine Wunden außer Stand gesetzt und auch von seinen Feinden gehalten, mußte Vivaldi ohne Hoffnung ihr helfen zu können, Zeuge ihres Schmerzes und ihrer Gefahr seyn. In wahnsinnigen Tönen rief er den alten Priester an, sie zu beschützen.

„Ich wage es nicht, mich den Befehlen der heiligen Inquisition zu widersetzen,“ erwiederte der Benedictiner, „selbst wenn ich auch Kräfte genug hätte, ihren Dienern Trotz zu biethen. Wissen Sie nicht, unglücklicher junger Mann, daß es Tod ist, ihnen zu widerstreben?“

„Tod!“ rief Ellena, „Tod!“

„Ja, junges Frauenzimmer, ganz gewiß!“

„Signor, Sie würden sehr wohl gethan haben,“ sagte einer von den Anführern, „meinen Rath zu befolgen. Sie werden theuer für das, was sie gethan haben, büssen müssen —“ er zeigte auf die Kerls, die hart verwundet auf der Erde lagen.

„Dafür wird mein Herr nichts zu bezahlen haben, guter Freund,“ erwiederte Paulo, „denn

ihr müßt wissen, daß es ein Stückchen von meiner Arbeit ist; und hätte ich jetzt Arme frei, so würde ich, trotz ihrer Schrammen, versuchen, ob ich es nicht mit einem von euch gleich machen könnte."

„Stille, guter Paulo," sagte Vivaldi, „es war mein Werk;" er wandte sich darauf an den Anführer. „Um mich selbst bekümmre ich mich nicht," sagte er; „ich habe meine Pflicht gethan — aber um sie! — Könnt ihr sie sehn, unschuldig und hülflos, wie sie da liegt, und nicht von eurer Strenge nachlassen! Könnt ihr, wollt ihr Barbaren, auch sie zum Verderben schleppen, auf eine so freche und falsche Anklage?"

„Unsre Gelindigkeit würde ihr zu nichts helfen," erwiederte der Anführer, „wir müssen unsre Pflicht thun. Die Anklage mag wahr oder falsch seyn, sie muß sie vor ihren Richtern verantworten."

„Welche Anklage?" fragte Ellena.

„Die Anklage, Ihre Nonnengelübde gebrochen zu haben," erwiederte der Priester.

Ellena schlug die Augen gegen Himmel auf. „Ist es so!" rief sie.

„Ihr hört, daß sie das Verbrechen eingesteht," sagte einer von den Kerls.

„Sie gesteht kein Verbrechen," erwiederte Vivaldi; „sie nimmt nur den ganzen Umfang der Bosheit wahr, die sie verfolgt. O Ellena!

muß ich dich ihrer Macht überlassen! dich auf immer verlassen."

Der Schmerz dieses Gedankens gab ihm eine augenblickliche Stärke wieder; er riß sich aus den Händen der Gerichtsdiener los, und drückte Ellena, die, unvermögend zu sprechen, mit dem Schmerz eines gebrochnen Herzens weinte, indem ihr Haupt auf seine Schulter sank, noch einmal an seine Brust. Ihr Schmerz machte selbst auf die Menschen um sie her solchen Eindruck, daß sie nicht wagten, sie zu unterbrechen.

Vivaldi's Stärke verschwand bald: erschöpft von Schmerz und von Blutverlust, war er unvermögend sich aufrecht zu halten und mußte Ellena aufs neue fahren lassen.

„Ist denn hier keine Hülfe," rief sie mit schrecklicher Angst; „soll er hier auf der Erde den Geist aufgeben?"

Der Priester machte Anstalt, ihn in das Benedictiner-Kloster bringen zu lassen, wo seine Wunden untersucht, und ein Arzt für ihn geholt werden sollte. Die verwundeten Helfershelfer der Inquisiton waren bereits dahin gebracht; allein Vivaldi weigerte sich zu gehen, wenn nicht Ellena ihn begleitete. Es war den Regeln zuwider, daß ein Frauenzimmer diesen Ort betrat, und ehe der Priester antworten konnte, sagte der Benedictiner-Bruder mit Heftigkeit: „daß sie das Gesetz des Klosters nicht zu überschreiten wagten."

Ellenas Besorgniß um Vivaldi überwand alle Furcht für sie selbst, und sie bat ihn dringend, sich in das Benedictiner-Kloster bringen zu lassen; allein nichts konnte ihn bewegen, von ihr zu gehn. Die Gerichtsdiener machten indessen Anstalt sie zu trennen; Vivaldi führte vergebens an, welche unnütze Grausamkeit es sey, sie von einander zu reissen, wenn man wirklich die Absicht hätte, auch sie vor die Inquisition zu schleppen, und fragte eben so vergebens, ob sie im Ernste gesonnen wären, sie mit sich zu nehmen.

„Wir werden schon gut für sie sorgen, Signor," sagte ein Gerichtsdiener, „das sey Ihnen genug. Es kann Ihnen gleichgültig seyn, ob Sie denselben Weg gehn, da Sie doch nicht zusammen gehen dürfen."

„Hat man wohl je gehört, daß man Gefangne in Gesellschaft reisen läßt?" sagte ein andrer Kerl. „Die würden schöne Dinge mit einander aushecken! Ich wette, daß sie Einer des Andern Aussage auch nicht um ein Haar widersprechen würden."

„So soll't ihr doch mich nicht von meinem Herrn trennen," schrie Paulo; „ich verlange mit ihm zur Inquisition, oder zum Teufel geschickt zu werden; das ist alles eins."

Still und leise, erwiederte der Gerichtsdiener; „erst sollst du vor die Inquisiton und dann zum Teufel geschickt werden: du mußt verhört werden, ehe man dich verurtheilt."

„Aber verderbt keine Zeit mehr," sagte er zu seinen Begleitern, und zeigte auf Ellena — „fort mit ihr."

Mit diesen Worten faßten sie Ellena in ihre Arme. „Laßt mich los," rief Paulo, als er sah, daß man sie fortschleppte; „laßt mich los, sage ich! —" er riß mit Heftigkeit die Stricke, womit man ihn gebunden hielt, von einander; ein fruchtloses Bestreben, denn er wurde sogleich wieder gebunden.

So erschöpft auch Vivaldi durch Seelenschmerz und Blutverlust war, strengte er doch seine letzten Kräften an, sie zu retten — er versuchte sich von der Erde aufzurichten, aber ein plötzlicher Nebel verfinsterte seine Augen, und seine Sinne verließen ihn, während noch Ellenas Name auf seinen Lippen zitterte.

Als man sie aus der Kapelle trug, rief sie unaufhörlich Vivaldi, und flehte dann wieder, ihn noch einmal zu sehn und den letzten Abschied von ihm zu nehmen. Ihre Führer waren unerbittlich — sie hörte seine Stimme nicht mehr, denn er war unvermögend die ihrige zu vernehmen, und zu beantworten.

„O noch einmal!" rief sie in neuem Schmerz — „noch ein Wort, Vivaldi! Laß mich nur einmal noch den Ton deiner Stimme hören! —" Aber er schwieg.

Sie verließ die Kapelle, noch immer ihre Blicke auf den Fleck geheftet, wo er lag. „Lebe wohl, Vivaldi!" rief sie mit dem durch-

dringenden Tone der Verzweiflung. „Lebe wohl, Vivaldi! Lebe wohl! ach auf ewig! auf ewig lebe wohl!"

Der Ton, womit sie dies letzte Lebewohl aussprach, war so rührend, daß selbst das kalte Herz des Priesters ihm nicht widerstehn konnte; allein er wischte schnell die wenigen Thränen ab, die in seine Augen drangen, ehe man sie bemerkte. Auch Vivaldi hörte den Ton — es schien ihm vom Tode zu erwecken! Zum Letztenmal hörte er ihre klagende Stimme, und sah, als er die Augen dahin wandte, ihren Schleier durch das Portal der Kapelle flattern. Alles Leiden, alle Anstrengung, aller Widerstand waren vergebens — die Kerls banden ihn blutend, wie er war, und brachten ihn nach dem Benedictiner-Kloster zusammen mit dem verwundeten Paulo, der unaufhörlich auf dem Wege dahin rief: „ich verlange vor die Inquisition gebracht zu werden, vor die Inquisition!"

Sechstes Kapitel.

It earliest Greece to thee, with partial choice
The grief ful Muse address'd her infant tongue;
The maids and matrons on her awful voice
Silent and pale in wild amazement Lung."

Collin's ode to Fear.

Vivaldis und seines Dieners Wunden wurden von dem Benedictiner, der sie untersucht und verbunden hatte, nicht tödtlich befunden, aber mit einem von den Helfershelfern, die sie niedergeworfen hatten, stand es sehr gefährlich. Einige Wenige von den Brüdern zeigten viel Mitleid und Güte gegen die Gefangnen, die Meisten aber schienen sich zu fürchten, irgend Theilnahme gegen Personen blicken zu lassen, die unter die heilige Inquisition gefallen waren, und hielten sich sogar von dem Zimmer fern, wo man sie eingesperrt hatte. Sie blieben indeß diesem Zwange nicht lange unterworfen; denn Vivaldi und Paulo wurden gezwun-

ßen, ihre Reise wiederum anzutreten, sobald sie sich durch eine kürze Ruhe einigermaßen wieder erholt hatten. Man setzte sie in einen Wagen; allein die Gegenwart zweier Gerichtsdiener hinderten sie, sich Vermuthungen über Ellenas Bestimmung und über die unmittelbare Ursache ihres Unglücks mitzutheilen. Paulo zwar wagte von Zeit zu Zeit ein Wort und trug kein Bedenken zu behaupten, daß die Aebtissin von San Stefano ihre Hauptfeindin sey, daß die Carmeliter-Mönche, die sie unterwegens einholten, ihre Gehülfen wären, die ihren Weg nachgespürt und Kundschaft gegeben hätten, wo man Vivaldi und Ellenen finden könnte."

„Ich habe es mir wohl eingebildet, daß wir dieser Aebtissin nie entwischen würden," sagte Paulo, „obgleich ich Sie und die arme Signora Ellena nicht damit betrüben wollte; die Aebtissinnen sind so listig als ein Inquisitor, und haben eine solche Sucht zu regieren, daß sie, gleich der Inquisition, lieber einen ehrlichen Menschen zum Teufel schicken, als ihn nirgends hinschicken würden."

Vivaldi gab Paulo'n einen bedeutenden Blick, um seine unbesonnene Geschwätzigkeit zu unterdrücken, und versank dann wieder in Stillschweigen und Abgezogenheit eines tiefen Schmerzes. Die Gerichtsdiener sprachen kein Wort, merkten aber auf alles, was Paulo sagte, der ihre Aufmerksamkeit wohl wahrnahm, sie aber

zu sehr verachtete, um sich ihretwegen Zwang aufzulegen; ja er setzte sogar einen Stolz darin, seine Schmähungen zu übertreiben, und die Wuth dieser Menschen aufs äußerste zu treiben. – Wenn Vivaldi durch eine kühne Schmähung aus seinem Tiefsinn gerissen, seinen Unverstand zurück zu halten versuchte, so begnügte sich Paulo zu sagen: „Es ist ihre eigne Schuld; warum haben sie sich in meine Gesellschaft begeben wollen? Laßt sie nun genug daran haben, und wenn sie mich vor ihre ehrwürdigen Herren führen, so sollen die auch genug bekommen. Ich will ein Lied vor der Inquisition anstimmen, wie sie es nicht alle Tage hören; ich will alle Schellen an ihren Narrenkappen schütteln, und ihnen ehrlich die Wahrheit sagen; wenn sie mich auch noch so sehr dafür büßen lassen."

Vivaldi erhub sich noch einmal, und ernstlich besorgt für die Folgen, welche der ehrliche Paulo sich zuziehen könnte, befahl er ihm durchaus zu schweigen und fand Gehorsam.

Sie reisten die ganze Nacht durch und hielten nur an, um Pferde zu wechseln. Bei jedem Posthause sah sich Vivaldi nach einem Wagen um, der vielleicht Ellena einschlösse; allein er entdeckte keinen, und kein Geräusch von Rädern verrieth ihm ihre Nähe.

Mit der Morgendämmerung wurde er den Dom St. Petri gewahr, der schwach über die Ebnen, welche Rom umgeben, hervorragte;

und er erfuhr zum erstenmal, daß er nach den Gefängnissen der Inquisition in dieser Stadt gebracht würde.

Nachdem sie einige Stunden in einer kleinen Stadt geruht hatten, bemerkte Vivaldi, daß die Wache verändert war, und daß nur der Gerichtsdiener, der bei ihm im Zimmer geblieben war, unter den neuen Gesichtern erschien, welche ihn umgaben. Die Kleidung und das ganze Aeußre dieser Menschen war sehr verschieden von ihren Vorgängern. Ihr Betragen war gemäßigter; allein ihr Gesicht verrieth mehr finstre Grausamkeit mit einer schlauen Boßheit und feierlichen Selbstwichtigkeit vermischt, welche sie auf den ersten Blick, als zur Inquisition gehörig, verrieth. Sie beobachteten ein beinahe unverbrüchliches Stillschweigen und wenn sie jemals sprachen, so waren es nur kurze Sentenzen. Auf Paulo's überfließende Fragen und die wenigen ernstlichen Bitten seines Herrn, ihm von Ellenas Aufenthalte Nachricht zu geben, antworteten sie nichts, und alle geistreichen Ausfälle seines Bedienten gegen Inquisitoren und gegen das heilige Amt hörten sie mit dem tiefsten Ernste.

Vivaldin fiel die Veränderung der Wache und noch mehr das Ansehn der Personen, aus welchem sie jetzt bestand, sehr auf. Wenn er das Betragen der erstern mit dem der jetzigen verglich, so glaubte er bei jenen blos die Barbarei von gedungnen Mördern, bei den letztern

aber die Grundsätze von List und Grausamkeit zu erkennen, welche besonders die Inquisitoren bezeichnen; er war geneigt zu glauben, daß man ihn durch List gefangen hätte, und daß er erst jetzt wirklich in der Gewahrsam des furchtbaren Gerichtes wäre.

Es war beinahe Mitternacht, als die Gefangnen das Porto del Popolo betraten und sich mitten im Carnival zu Rom befanden. Der Corso, durch welchen sie passiren mußten, war gedrängt von bunten Equipagen und Masken, von Prozessionen der Musikanten, Mönche und Bänkelsänger; erleuchtet von unzähligen Fackeln und wiedertönend von dem Gerassel der Räder, der sanften Melodie der Serenaden und dem Scherz und Gelächter der Nachtschwärmer, die muthwillig ihre Zuckerkerner umher warfen. Die drückende Hitze machte es nothwendig, die Fenster der Kutsche zu öffnen, und die Gefangnen sahen folglich alles, was außen vorgieng. Es war eine Scene, die mit Vivaldis Gefühl und Lage grausam abstach: fortgerissen von derjenigen, die er aufs zärtlichste liebte, in schrecklicher Ungewißheit über ihr Schicksal, und vor ein Tribunal geschleppt, dessen geheimnißvolles, furchtbares Verfahren selbst den beherztesten Geist erbeben macht. Vivaldis Herz erkrankte, wenn er auf die glänzende Menge sah, durch welche der Wagen langsam sich seinen Weg bahnte; aber Paulo erinnerte sich dabei an den Corso von Neapel zur Zeit des Carne-

vals und fand, bei der Vergleichung der gegenwärtigen Scene mit der seiner Vaterstadt, Fehler an allem, was er sah. Die Kleider waren nicht geschmackvoll, die Equipagen nicht glänzend, das Volk nicht munter genug; doch war der Hang seines Herzens, mit allem Fröhlichen zu sympathisiren, so groß, ihn auf einige Augenblicke vergessen zu lassen, daß er ein Gefangner auf dem Wege nach der Inquisition, ja sogar daß er ein Neapolitaner war; während er gegen das Abgeschmackte eines römischen Carnevals zu Felde zog, würde er aus dem Wagenfenster gesprungen seyn, um an der Fröhlichkeit Theil zu nehmen, wenn nicht seine Fesseln und Wunden ihn verhindert hätten. Ein tiefer Seufzer von Vivaldi rief seine schwärmende Einbildungskraft zurück, und wenn er den Kummer in seines Herrn Gesicht bemerkte, so flohen alle seine leichten fröhlichen Geister!

„Mein Herr! mein theuerster Herr! —" sagte er, und wußte nicht, wie er hervorbringen sollte, was er auszudrücken wünschte.

In diesem Augenblick giengen sie vor dem Theater San Carlo vorüber, vor dessen Thüren sich Equipagen drängten, wo römische Damen in ihren Galakleidern, Höflinge in phantastischem Anzuge und Masken aller Art, nach der Opera eilten. Mitten auf dieses fröhliche Gewühl, wo der Wagen nicht fortdringen konnte, blickten die Diener der Inquisition mit mürrischem Stillschweigen herab; kein Muskel ihres

Gesichts erweichte sich zur Theilnahme, keine Runzel des Selbstdünkels, der ihre Stirne zusammenzog, glättete sich; und während sie mit geheimer Verachtung auf diejenigen herabsahen, die sich so leicht amüsiren konnten, betrachtete das vielleicht klügere Volk seiner Seits wiederum mit Verachtung den stolzen Murrsinn, der es ausschlug, an unschuldigen Vergnügungen Theil zu nehmen, weil sie geringfügig waren und schrack vor Gesichtern zurück, auf welchen finstre Grausamkeit tiefe Furchen gezogen hatte. Sobald man aber ihren Stand erkannte, wich ein Theil der Menge erschrocken vom Wagen zurück, während ein andrer sich neugierig vordrängte. Aus dem Corso fuhren sie einige Meilen weit durch dunkle, verödete Strassen, wo nur hie und da eine Lampe, hoch vor dem Bilde eines Heiligen hängend, ihr schimmerndes Licht ausgoß, und wo ein melancholisches, allgemeines Stillschweigen herrschte. Von Zeit zu Zeit zeigte wohl der Mond, wenn die Wolken hinweg schwanden, auf einen Augenblick einige dieser mächtigen Denkmähler von Roms unsterblichem Namen; diese geheiligten Ruinen, diese gigantischen Skelette, welche einst eine Seele einschlossen, deren Kraft eine Welt regierte! Selbst Vivaldi konnte nicht gleichgültig die Größe dieser Reliquien ansehn, wenn der Mondstrahl auf die grau bewachsnen Mauern und Säulen fiel, oder zwischen diesen Scenen der alten Geschichte hingleiten, ohne einen me-

lancholischen Schauder, eine heilige Begeisterung zu fühlen, die ihn von sich selbst abzog. Allein die Täuschung war nur vorübergehend; sein eignes Unglück lag zu schwer auf ihm, um lange ungefühlt zu bleiben, und seine Begeisterung verschwand wie das Mondlicht.

Ein wiederkehrender Strahl beleuchtete bald darauf den großen und wüsten Platz, über welchen der Wagen hinfuhr. Nach seiner Verödung und den längs den Seiten fern von einander zerstreuten Ruinen zu urtheilen, schien es ein Theil der Stadt zu seyn, den die neuern Einwohner ganz als Reliquie ihrer vorigen Größe verlassen hatten. Nicht einmal der Schatten eines menschlichen Wesens kreuzte über die Wüste, eben so wenig war irgend ein Gebäude zu sehen, welches ihm hätte Schutz geben können. Doch kündigte der tiefe Ton einer Glocke, der durch die stumme Nacht hinrollte, an, daß nicht weit davon menschliche Wohnungen seyn müßten; und Vivaldi sah wirklich in der Ferne einen Umfang von hohen Mauern und Thürmen, die, so weit das Auge durch die Dunkelheit dringen konnte, den Horizont begränzten. Er hielt dieses für die Gefängnisse der Inquisition. Paulo machte ihn in demselben Augenblick darauf aufmerksam. Ach Signor, sagte er niedergeschlagen, das ist der Ort! welche starke Befestigung! Wenn unser gnädiger Herr, der Marquis, nur sehn sollte, wohin wir gebracht werden. Ach! —

Er schloß mit einem tiefen Seufzer und versank wieder in den Zustand stummer Angst und Erwartung, den er, seit sie den Corso verließen, erlitt.

Als der Wagen die Mauern erreicht hatte, folgte er ihren Krümmungen bis zu einer beträchtlichen Ferne. Diese Mauern von unermeßlicher Höhe und verstärkt durch unzählige massive Bollwerke, zeigten weder Fenster noch Gitter, sondern eine weite, öde Leere — nur hie und da unterbrach ein kleiner runder Thurm, auf den Spitzen schwebend, die Einförmigkeit.

Sie kamen durch den Haupteingang: denn dafür hielten sie es nach der Größe des Portals und der gigantischen Höhe der Thürme, die über ihm aufstiegen, und bald darauf hielt der Wagen an einem stark vergitterten Schwibbogen-Wege still. Einer von ihren Begleitern stieg aus, und nachdem er an das Gitter geklopft hatte, öffnete sich sogleich eine Flügelthüre und ein Mann mit einer Fackel, grimmig von Blick und trübe wie die Verzweiflung, erschien hinter dem Gitter.

Es wurde kein Wort zwischen ihm und der Wache gewechselt; sobald er aber sah, wer außen war, öffnete er das eiserne Thor; die Gefangnen stiegen aus und giengen mit den beiden Gerichtsdienern unter den Schwibbogen; die Wache folgte mit einer Fackel. Sie stiegen einige breite Stufen hinab, an deren Fuße ein andres eisernes Thor sie in eine Art von

Halle einließ; so schien es wenigstens Vivaldi zuerst, als seine Augen durch die dunkle Fläche hinblickten, die nur schwach von einer Lampe beleuchtet war, welche von der Mitte der Decke herunter hieng. Kein menschliches Wesen erschien und es herrschte eine todtengleiche Stille; weder die Gerichtsdiener noch die Wache sprachen, und auch kein Ton in der Ferne widerlegte den Gedanken, daß sie durch Wohnungen der Todten giengen. Vivaldi fiel es ein, daß dies eines der Leichengewölbe der Schlachtopfer wäre, welche in der Inquisition litten und sein ganzer Körper bebte von Schauer. Verschiedne Gänge, die von diesem Zimmer ausliefen, schienen zu fernen Wohnungen dieses unermeßlichen Gebäudes zu führen; allein noch immer flüsterte kein Fußtritt längs dem Fußboden, keine Stimme rauschte durch die gewölbten Dächer, die es als Wohnung der Lebendigen verrathen hätte.

Nachdem sie einen von den Gängen betreten hatten, bemerkte Vivaldi eine schwarz gekleidete Person, die mit einer brennenden Fackel in der Hand schweigend in der fernen Aussicht gieng, und erkannte nur zu gut aus seiner Kleidung, daß es ein Mitglied dieses furchtbaren Tribunals war.

Das Geräusch ihrer Fußtritte schien den Fremden zu erreichen; er drehte sich um und stand still, während die Gerichtsdiener heran nahten. Sie machten einige Zeichen gegen ein-

ander, und wechselten einige Worte, die weder Vivaldi noch sein Bedienter verstehen konnten, worauf der Fremde mit seiner Fackel auf einen andern Weg zeigte und verschwand. Vivaldi folgte ihm mit den Augen, bis eine Thüre am äußersten Ende des Ganges sich öffnete und er den Inquisitor in ein Zimmer treten sah, aus welchem ein großes Licht hervorgieng, und wo verschiedne andre Figuren, wie er gekleidet, auf ihn zu warten schienen. Die Thüre wurde sogleich verschlossen, und es sey nun, daß Vivaldis Einbildungskraft in Unordnung gebracht war, oder daß er wirklich diese Töne hörte, er glaubte, als die Thüre sich zuthat, ein halb ersticktes Winseln als von einer Person in letzten Zügen zu vernehmen.

Der Gang, durch welchen die Gefangnen giengen, führte endlich in ein Zimmer, finster wie das erste, aber noch weit größer. Die Decke wurde von Schwibbogen und langen Säulenreihen getragen, die von jeder Seite des Zimmers als von einem Centralpunkt ausliefen und sich in der Dunkelheit verloren, welche die Strahlen der düstern zwischen jedem Bogen hängenden Lampen nur schwach durchdrangen.

Hier blieben sie, und bald nachher trat ein Mann auf sie zu, den sie für den Kerkermeister hielten, und dessen Händen Vivaldi und Paulo überliefert wurden. Nachdem sie einige wenige geheimnißvolle Worte gewechselt hatten, gieng einer von den Gerichtsdienern durch den Saal

und stieg eine breite Treppe herauf, während der Kerkermeister und die Wache unten blieben, als erwarteten sie seine Zurückkunft.

Es verstrich eine lange Zwischenzeit, und die Stille wurde nur zuweilen durch das Zumachen einer Thüre und dann wieder durch undeutliche Töne unterbrochen, welche Vivaldi noch immer wie Klagen und abgepreßtes Winseln schienen. Inquisitoren in ihren langen schwarzen Mänteln kamen von Zeit zu Zeit aus den Gängen hervor und giengen durch den Saal. Sie sahen die Gefangnen mit Neugier, aber ohne Mitleid, an. Ihre Gesichter, wenige ausgenommen, schienen mit teuflischer Schrift gestempelt. Vivaldi konnte die kalte Grausamkeit oder barbarische Ungeduld auf ihren Gesichtern nicht anblicken, ohne das Unglück eines Nebengeschöpfes darin zu lesen, das Schicksal, welches zu bestätigen sie selbst in diesem Augenblick beschäftigt schienen: wie sie mit tonlosem Schritt vor ihm vorüber giengen, schrak er vor ihrem Anblick zurück, als hätten selbst ihre Blicke eine übernatürliche Kraft und könnten den Tod geben. Doch folgte er ihren dahin gleitenden Gestalten, als sie zu ihrem Werke des Schreckens fortschritten, bis der letzte schimmernde Strahl in Dunkelheit schwand und erwartete, andre Thüren von andern Zimmern sich aufthun zu sehn, um sie zu empfangen. Während er über diese Greuel nachdachte, verlor sich jede eigennützige Betrachtung in Er-

staunen und Unwillen über die Leiden, welche die wahnsinnige Ruchlosigkeit des Menschen, der selbst in dem Augenblick, wo er sie auflegt, seines Schlachtopfers durch die Versicherung, daß ein solches Verfahren gerecht und nothwendig sey, spottet, seinem Nebenmenschen bereitet. „Ist es möglich," sagte Vivaldi zu sich selbst — „kann dieses in der menschlichen Natur liegen! Kann eine solche schreckliche Verdrehung des Rechts erlaubt seyn! Kann der Mensch, der sich mit Vernunft begabt, und unermeßlich weit über jedem andern geschaffnen Wesen dünkt, sich selbst zur Begehung einer so schrecklichen Thorheit, einer solchen eingefleischten Grausamkeit bereden, die alle Handlungen des unvernünftigsten, wilden Thieres übersteigt! Thiere schlachten nicht mit Ueberlegung ihr eignes Geschlecht: nur dem Menschen, ihm allein, der stolz auf seinen Vorzug der Vernunft ist und sich seines Gefühls von Gerechtigkeit rühmt, bleibt es vorbehalten, die schrecklichsten Gränzen der Thorheit und Gottlosigkeit zu vereinigen!"

Vivaldi war das Daseyn dieses Tribunals nicht unbekannt gewesen; er hatte lange die Art dieser Stiftung gekannt und oft die Gewohnheiten und Gesetze desselben beschreiben hören; allein ob er gleich immer daran geglaubt hatte, schien sich doch erst jetzt die Ueberzeugung seinem Verstande aufzudringen. Eine neue Ansicht der menschlichen Natur schien auf ein-

mal in seine Seele einzugehn, und sein Erstaunen hätte nicht größer seyn können, wenn man ihn in diesem Augenblick zum erstenmal von der ganzen Stiftung unterrichtet hätte. Wenn er aber an Ellena dachte, daß sie in der Macht dieses Gerichtes war, und daß sie sich wahrscheinlich diesen Augenblick in denselben schrecklichen Mauern befände, so trieben Schmerz, Unwillen und Verzweiflung ihn beinahe zum Wahnsinn. Er schien plötzlich mit übernatürlicher Stärke belebt und bereit, Unmöglichkeiten für ihre Befreiung zu unternehmen. Er mußte alle Herrschaft über sich selbst aufbiethen, um nicht die Bande zu zerreissen, die ihn umschlossen hielten, und einen verzweifelten Versuch zu machen, sie im weiten Umfange dieser Gefängnisse aufzusuchen. Das Nachdenken hatte ihn indeß nicht so ganz verlassen, daß er nicht die Unmöglichkeit eines solchen Unternehmens in dem Augenblick, wo er es faßte, hätte einsehen sollen, und er enthielt sich, in das sichre Verderben sich zu stürzen, wohin es ihn geführt haben müßte. Seine so zurückgehaltnen Leidenschaften schienen Tugenden zu werden und sich in der Energie seines Muthes und seiner Fassung zu zeigen. Seine Seele wurde finster und stark in der Verzweiflung, und sein Gesicht und Wesen nahm eine ruhige Würde an, welche selbst seinen Wächtern eine gewisse Ehrfurcht aufzulegen schien. Er fühlte den Schmerz seiner Wunden nicht länger; es

schien, als hätte die Stärke seiner geistigen Fähigkeiten die Schwachheiten des Körpers selbst überwunden, und vielleicht hätte er in diesem exaltirten Zustande die Qualen der Folter sogar ohne Beben ertragen.

Paulo beobachtete indessen stumm und ernsthaft alles, was vorgieng; er bemerkte die Revolution in seines Herrn Gemüthe anfangs mit Schmerz und dann mit Erstaunen; allein er konnte seine erhabne Stärke und Festigkeit nicht nachahmen. Wenn er die Dunkelheit und Nacht, die ihn umgab, und die Gesichter der vorübergehenden Inquisitoren ansah, so wandelte ihn eine Reue an, daß er seine Meinung über dieses Gericht in Gegenwart seiner Agenten so frei gesagt hatte, und er fieng an zu ahnden, daß, wenn er den Ton, womit er gedroht hatte, wirklich anstimmte, es allem Vermuthen nach der letzte seyn würde, den man ihm je in dieser Welt hervorzubringen erlaubte.

Endlich gieng der Hauptanführer die Treppe herunter, und befahl Vivaldi, ihm sogleich zu folgen. Paulo wollte seinen Herrn begleiten, wurde aber von der Wache zurückgehalten, die ihm sagte, daß man eine andre Verfügung mit ihm treffen würde. Dies war der Augenblick seiner schwersten Prüfung: er erklärte, daß er sich nimmermehr von seinem Herrn würde trennen lassen.

„Warum hätte ich sonst verlangt, hieher gebracht zu werden, wenn ich nicht alles Un-

gemach mit dem Signor theilen wollte? Ich denke, dies ist kein Ort, den man zum Vergnügen besucht, und ich kann Ihnen wohl sagen, meine Herren, daß ich Ihnen nicht um hundert Meilen zu nahe gekommen seyn würde, wäre es nicht um meines Herrn willen geschehen."

Die Wache unterbrach ihn unfreundlich, und wollte ihn hinweg führen, als Vivaldis gebietende Stimme sie zurückhielt. Er kam zurück, um einige Worte des Trostes mit seinem treuen Diener zu sprechen, und Abschied von ihm zu nehmen, da sie getrennt werden sollten.

Paulo umfaßte seine Knie und erklärte weinend, mit einer von Thränen beinahe erstickten Stimme, daß keine Gewalt ihn von seinem Herrn reissen sollte, so lange ein Lebensfunken in ihm wäre; er forderte zu wiederholtenmalen die Wache mit den Worten auf: warum verlangte ich wohl hieher gebracht zu werden? Ist wohl jemals ein Mensch zum Vergnügen hieher gekommen? Welches Recht haben Sie, mich zu verhindern, daß ich meines Herrn Leiden theile?

„Dies Vergnügen sind wir euch keineswegs zu entziehen gesonnen," erwiederte einer von der Wache.

„Wirklich nicht? Dafür segne euch der Himmel!" rief Paulo, indem er von seinen Knieen aufsprang, und dem Manne mit einer Heftigkeit, die einem weniger robusten Menschen

beinahe die Schulter würde verrenket haben, die Hand drückte.

„So kommt mit uns," fuhr die Wache fort, und riß ihn von Vivaldi. Paulo wurde nun wüthend, riß sich mit Gewalt von der Wache los, und fiel seinem Herrn aufs neue zu Füßen, der ihn aufhob und umarmte und ihn zu bewegen suchte, sich ruhig dem, was unvermeidlich wäre, zu unterwerfen, und das Beste zu hoffen.

„Ich lebe der Zuversicht, daß unsre Trennung nur kurz seyn wird," sagte Vivaldi, „und daß wir uns glücklicher wiedersehn werden. Meine Unschuld muß bald an den Tag kommen."

„Nie, nie werden wir uns in dieser Welt wieder sehn, Signor mio," sagte Paulo heftig schluchzend — „machen Sie mir nur doch keine Hoffnung. Die alte Aebtissin weiß zu gut, was sie thut, als daß sie uns so davon lassen sollte; warum sollte sie uns sonst mit solcher List eingefangen haben? Was hilft die Unschuld! Ach, wenn nur der gnädige Herr Marquis wüßte, wo wir sind!"

Vivaldi unterbrach ihn und wandte sich zu der Wache. „Ich empfehle meinen treuen Diener euerm Mitleid," sagte er; „er ist unschuldig. Vielleicht kommt eine Zeit, wo es in meiner Macht seyn wird, euch für alle Nachsicht, die ihr gegen ihn haben werdet, zu belohnen, und ich werde sie tausenmal höher schätzen, als

alles, was ihr mir selbst erweisen könntet. Lebe wohl, Paulo — lebe wohl! Gerichtsdiener, ich bin bereit."

„O bleiben Sie, Signor! bleiben Sie nur noch einen Augenblick," sagte Paulo.

„Wir können nicht länger warten," sagte die Wache, und riß Paulo fort, der sich kläglich nach Vivaldi umsah, und zu wiederholtenmalen abwechselnd ausrief: „Leben Sie wohl, bester Herr! leben Sie wohl! — und: Warum verlangte ich doch hieher gebracht zu werden? — Wozu das, wenn ich nicht meines Herrn Schicksal theilen sollte?" bis Vivaldi ihm weit aus dem Gesicht und Gehör war.

Vivaldi folgte seinem Führer die Treppe hinauf durch eine Gallerie in ein Vorzimmer, wo er ihn einigen Leuten, die dort warteten, in Verwahrung lieferte und hinter einer Flügelthüre verschwand, die zu den innern Zimmern führte. Ueber dieser Thüre stand eine Inschrift in Hebräischen Buchstaben, mit Blutfarbe geschrieben. Dantes Inschrift beim Eingange in die höllischen Regionen würde einem Orte angemessener gewesen seyn, wo jeder Umstand und Zug laut auszurufen schien: Hoffnung, die du alle Menschen besuchest, komm nicht hieher!"

Vivaldi vermuthete, daß man in diesem Zimmer die Werkzeuge für ihn bereitete, womit man ein Geständniß erpressen wollte: und so wenig er auch von dem regelmäßigen Ver-

fahren dieses Tribunals wußte, hatte er doch immer gehört, daß man den Angeklagten auf die Folter spannte, bis er das Verbrechen, dessen er angeschuldigt war, bekannte. Durch ein solches Verfahren mußte unfehlbar der Unschuldige länger als der Schuldige leiden: denn da er nichts zu bekennen hatte, beharrte natürlich der Inquisitor, der Unschuld für Hartnäckigkeit mißdeutete, bei seinen aufgelegten Strafen und es geschah häufig, daß er Unschuldige zwang, Verbrecher zu werden, und eine Falschheit zu behaupten, um sich nur von der Qual zu befreien, die sie nicht länger ertragen konnten. Vivaldi überlegte diesen Umstand mit Unerschrockenheit: jede Kraft seiner Seele wurde zu Festigkeit und Ausdauer aufgerufen. Er glaubte einzusehn, daß die Klage, die gegen ihn vorgebracht wurde, in ihrem ganzen Umfang eben so falsch war, als eine scheinbare Bestätigung derselben sowohl für ihn als Ellena schreckliche Folgen nach sich ziehn müßte. Doch wußte er, daß man jeden Kunstgriff aufbiethen würde, ihn zu dem Geständniß zu bringen, eine Nonne entführt zu haben; auch wußte er, da der Kläger und die Zeugen bei schweren Anklagen nie mit dem Gefangnen zusammen verhört werden, ja, da man ihre Namen sogar vor ihm verbirgt, daß es ihm kaum möglich seyn würde, seine Unschuld zu beweisen. Doch stand er nicht einen Augenblick an, sich für Ellena aufzuopfern, entschlossen, lieber unter den

unbarmherzigen Streichen der Inquisition umzukommen, als eine Falschheit auszusagen, die sie ins Verderben stürzen könnte.

Der Gerichtsdiener erschien endlich und winkte Vivaldi, hervor zu treten und Haupt und Arme zu entblößen. Er führte ihn darauf durch die Flügelthüre in das Zimmer, zog sich auf der Stelle zurück und die Thüre, welche die Hoffnung ausschloß, that sich nach ihm zu.

Vivaldi fand sich in einem geräumigen Zimmer, wo er nur zwei Personen sah, die an einem langen Tische, der die Mitte des Zimmers einnahm, saßen. Sie waren beide schwarz gekleidet; der eine, der, nach seinem durchdringenden Blick und außerordentlicher Gesichtsbildung zu urtheilen, ein Inquisitor schien, trug eine Art von schwarzem Turban auf dem Kopfe, der die natürliche Strenge seines Gesichtes erhöhte; der andre war unbedeckt, und seine Arme bis an den Ellbogen aufgestreift. Ein Buch, nebst einigen sonderbar aussehenden Instrumenten lag vor ihm. Rings um den Tisch standen verschiedne leere Stuhle, auf deren Lehne man bildliche Zeichen sah; am obern Ende des Zimmers streckte sich ein riesenförmiges Kreuz beinahe bis an die gewölbte Decke empor und am andern Ende hieng von einem Bogen in der Wand ein dunkler Vorhang herab; ob er aber ein Fenster verhüllte, oder einen zu des Inquisitors Absichten nothwendigen Gegen-

genstand oder Person verbarg, ließ sich nicht beurtheilen.

Der Inquisitor rief Vivaldi näher heran zu kommen, und als er den Tisch erreicht hatte, gab er ihm ein Buch in die Hand und hieß ihn schwören, daß er die Wahrheit aussagen und für immer geheim halten wollte, was er in diesem Zimmer hörte oder sähe.

Vivaldi besann sich, einem so unberufnen Befehl zu gehorchen. Der Inquisitor erinnerte ihn durch einen Blick, nicht zu vergessen, daß er unumschränkt hier geböthe; allein Vivaldi besann sich noch immer. „Soll ich in meine eigne Verdammniß einwilligen?" sagte er zu sich selbst. „Die Bosheit von Teufeln wie diese kann die unschuldigsten Umstände zu Anklagen für mein Verderben verdrehn, und ich muß alle Fragen beantworten, die sie vorzulegen gut finden. Und soll ich auch schwören, zu verheelen, was ich in diesem Zimmer mit ansehen werde, da ich weiß, daß man die teufelmäßigsten Grausamkeiten stündlich hier ausübt?"

Der Inquisitor befahl ihm noch einmal mit einer Stimme, vor der ein weniger standhaftes Herz würde erbebt seyn, zu schwören, und machte zu gleicher Zeit der Person, die am andern Ende des Tisches saß und ein Unterbedienter zu seyn schien, ein Zeichen.

Vivaldi schwieg noch, aber er fieng an zu überlegen, daß man ihn unmöglich auf die Fol-

ter bringen könnte, da er sich keines Verbrechens bewußt war, und daß bei allem, was er mit ansehen würde, sein Eid der Verschwiegenheit ihn an keinem Guten verhindern könne, weil seine strengste Anklage doch nichts gegen die höchste Gewalt dieses Gerichts auszurichten vermöchte. Da er also nicht einsah, daß aus der Verweigerung seines Eides etwas Gutes entstehn könnte, während er von Widersetzlichkeit alles zu fürchten hatte, so willigte er ein, ihn abzulegen. Demohngeachtet, als er das Buch an seine Lippen brachte und den schrecklichen Eid, den man ihm vorschrieb, aussprechen wollte, kehrten Unentschlossenheit und Widerwillen aufs neue in seine Seele zurück und eine Eiskälte drang an sein Herz. Er war in solcher Bewegung, daß die dem Anschein nach geringfügigsten Umstände in diesem Augenblick Gewalt über seine Einbildungskraft hatten. Als er zufällig die Augen auf den Vorhang warf, den er zuvor ohne besondre Empfindung bemerkt hatte, schien es ihm, daß er sich bewegte, und es überlief ihn ein Schauer, indem er beinahe erwartete, eine Person, einen Inquisitor vielleicht, so schrecklich als der vor ihm, oder einen Ankläger, so boshaft als Schedoni, sich dahinter hervorschleichen zu sehn.

Nachdem der Inquisitor den Eid vorgelegt, und der Beisitzer ihn in sein Buch eingetragen hatte, begann die Untersuchung. Zuerst wurde, wie gewöhnlich, nach dem Namen und

Titel von Vivaldi und seiner Familie, und nach dem Orte des Aufenthalts gefragt, worauf er vollständig antwortete, und alsdann befragte ihn der Inquisitor, ob er die Art der Anklage kennte, um derentwillen man ihn in Verhaft genommen hätte.

„Der Verhaftsbefehl unterrichtete mich," erwiederte Vivaldi.

„Bedenken Sie wohl, was Sie sagen, und erinnern Sie sich Ihres Eids. Was war der Grund der Anklage?"

„Ich verstand," sagte Vivaldi, „daß man mich anklagte, eine Nonne aus ihrem heiligen Schutzorte entführt zu haben."

Ein schwacher Ausdruck von Ueberraschung erschien auf der Stirne des Inquisitors. „Sie gestehen es also ein?" sagte er nach der Pause eines Augenblicks, indem er dem Secretair ein Zeichen gab, der sogleich Vivaldis Worte aufschrieb.

„Ich leugne es feierlich," erwiederte Vivaldi; „die Anklage ist falsch und boshaft."

„Erinnern Sie sich des Eides, den Sie geschworen haben!" wiederhohlte der Inquisitor, „und wissen Sie zugleich, daß solchen, die ein volles Geständniß ablegen, Barmherzigkeit wiederfährt, daß aber denjenigen, welche so thöricht und halsstarrig sind, die Wahrheit zu verheelen, die Folter bevorsteht."

„Wenn Sie mich foltern wollen, bis ich die Richtigkeit dieser Anklage eingestehe," sagte

Vivaldi, „so muß ich unter Ihren Streichen umkommen; denn wie soll ein Leiden mich dahin bringen, eine Falschheit auszusagen? Es ist nicht die Wahrheit, was Sie suchen; nicht der Schuldige, den Sie strafen; die Unschuldigen, die keine Verbrechen zu bekennen haben, sind die Schlachtopfer Ihrer Grausamkeit, oder müssen Verbrecher werden und eine Lüge sagen, um ihr zu entwischen."

„Besinnen Sie sich," sagte der Inquisitor finster; „Sie sind nicht hieher gebracht, um anzuklagen, sondern um Anklagen zu beantworten. Sie sagen, daß Sie unschuldig sind, und doch gestehn Sie, mit dem Gegenstand der Anklage gegen Sie bekannt zu seyn! Wie könnten Sie ihn wissen, ausser durch die Stimme des Gewissens!"

„Aus den Worten ihres eignen Befehls, und aus den Worten Ihrer Diener, die mich in Verhaft nahmen."

„Wie!" rief der Inquisitor, „notiren Sie das," auf den Secretair zeigend — „er sagte, aus den Worten unsres Befehls; und wir wissen, daß Sie diesen Befehl nie gelesen haben. Auch sagt er, aus den Worten unsrer Diener — er weiß also nicht, daß eine solche Verletzung der Verschwiegenheit augenblicklich mit dem Tode würde gestraft werden?"

„Es ist wahr, daß ich den Befehl nicht gelesen habe;" erwiederte Vivaldi, „und eben so wahr, daß ich es nie behauptete: der Mönch,

der ihn las, sagte mir, welche Anklage er enthielte, und Ihre Diener bestätigten es."

„Nichts weiter von diesen Ausflüchten," sagte der Inquisitor, „sprechen Sie nur was zur Sache gehört."

„Ich will meine Aussagen nicht verdrehen, noch meine Worte gegen mich selbst kehren lassen," erwiederte Vivaldi. „Ich habe geschworen, nur die Wahrheit zu reden; wenn Sie also glauben, ich verletze meinen Eid, und an meinen geraden, und einfachen Worten zweifeln, so will ich nichts weiter reden."

„Der Inquisitor erhub sich halb von seinem Stuhle, und sein Gesicht würde bleicher. „Verwegner Ketzer," sagte er, „wollt Ihr die Befehle unsers allerheiligsten Tribunals bestreiten, schmähen und Euch ihnen entziehen! Ihr sollt die Folgen Eurer verzweifelten Ruchlosigkeit lernen. Auf die Folter mit ihm!"

Ein finstres Lächeln schwebte auf Vivaldis Zügen; seine Augen waren ruhig auf den Inquisitor geheftet, und seine Stellung blieb unerschrocken und fest. Sein Muth und die kalte Verachtung, welche seine Blicke verriethen, schienen Eindruck auf seinen Examinator zu machen, der gewahr zu werden schien, daß er mit keiner gemeinen Seele zu thun hatte. Er ließ daher fürs erste, alle schreckliche Maasregeln fahren, nahm sein gewöhnliches Wesen wieder an und fuhr in der Untersuchung fort.

„Wo wurden Sie verhaftet?"

„In der Kapelle San Stefano, am See Celano."

„Wissen Sie das gewiß?" fragte der Inquisitor. „Wissen Sie gewiß, daß es nicht im Dorfe Legano, auf der Laudstraße zwischen Celano und Rom war?"

Vivaldi bestättigte seine Aussage, erinnerte sich aber doch mit Befremdung, daß Legano der Ort war, wo man die Wache wechselte, und erwähnte dieses Umstandes. Der Inquisitor fuhr in seinem Fragen fort, ohne daß er Notiz davon zu nehmen schien: „Wurde noch Jemand mit Ihnen verhaftet?"

„Es kann Ihnen ja nicht unbekannt seyn," erwiederte Vivaldi, „daß Ellena di Rosalba, zu eben der Zeit auf die falsche Anklage, eine Nonne zu seyn, die ihre Gelübde gebrochen hätte, und aus dem Kloster entwischt sey, ergriffen wurde; noch daß Paulo Mendrico, mein treuer Diener, ebenfalls zum Gefangnen gemacht ward, obwohl ich nicht weiß unter welchem Vorwand."

Der Inquisitor blieb einige Augenblicke in nachdenkendem Stillschweigen und fragte dann obenhin nach Ellenas Familie und ihrem gewöhnlichen Aufenthalt. Vivaldi, der sich scheute, irgend etwas auszusagen, das ihr zum Nachtheil gereichen könnte, verwies ihn an sie selbst; allein die Frage wurde wiederholt.

„Sie ist jetzt in diesen Mauern," erwiederte Vivaldi, der aus dem Benehmen seines

Befragers zu erfahren hoffte, ob seine Furcht gegründet sey, „und kann diese Fragen besser beantworten als ich.“

Der Inquisitor befahl blos dem Notarius, ihren Namen aufzuschreiben und blieb noch einige Augenblicke nachdenkend. Endlich sagte er: „Wissen Sie denn, wo Sie sind?“

Vivaldi lächelte über die Frage und antwortete: „ich erfahre, daß ich im Gefängniß der Inquisition zu Rom bin.“

„Wissen Sie auch, von welcher Art die Verbrechen sind, welche Personen unter die Erkenntniß des heiligen Amtes bringen?“

Vivaldi schwieg.

„Ihr Gewissen sagt es Ihnen, und Ihr Schweigen bestätigt es. Lassen Sie mich Sie noch einmal ermahnen, ein volles Geständniß Ihrer Schuld abzulegen; erinnern Sie sich, daß dieses ein barmherziges Gericht ist, welches denjenigen Gnade wiederfahren läßt, die ihre Verbrechen bekennen.“

Vivaldi lächelte, der Inquisitor aber fuhr fort:

„Es gleicht nicht einigen strengen, wiewohl gerechten Gerichtshöfen, wo unmittelbare Hinrichtung auf das Geständniß eines Verbrechens folgt. Nein, es ist barmherzig, und obgleich es die Schuld straft, bedient es sich doch nie der Folter, außer in dringenden Fällen, wo das hartnäckige Schweigen des Gefangnen einen solchen Schritt fodert. Sie sehen also,

was Sie zu vermeiden und zu erwarten haben.“

„Aber wenn der Gefangne nichts zu bekennen hat,“ sagte Vivaldi — „können Ihre Foltern ihn schuldig machen? — Vielleicht können Sie ein schwaches Gemüth zwingen, eine Unwahrheit auszusagen; um sich dem gegenwärtigen Schmerz zu entziehn, wird sich vielleicht ein Unbesonnener zum Tode verdammen. Sie werden finden, daß ich kein solcher Thor bin.“

„Junger Mann,“ erwiederte der Inquisitor, „Sie werden nur zu bald lernen, daß wir nie anders als auf sichre Autorität, zu Werke gehn, und werden zu spät wünschen, ein aufrichtiges Geständniß abgelegt zu haben. Ihr Schweigen kann uns die Wissenschaft Ihrer Vergehungen nicht nehmen; wir haben Thatsachen in Händen, und Ihre Hartnäckigkeit kann uns weder die Wahrheit aus den Händen winden, noch sie verdrehen. Ihre geheimsten Verbrechen sind bereits in den Büchern der heiligen Inquisition eingetragen; Ihr Gewissen selbst kann sie Ihnen nicht genauer vorspiegeln. Zittern Sie also und verehren Sie! Aber vernehmen Sie, daß, obgleich wir hinlängliche Beweise Ihrer Schuld haben, wir dennoch Ihr Geständniß fordern; und daß die Strafe der Halsstarrigkeit eben so unfehlbar ist, als die jedes andern Vergehens.“

Vivaldi gab keine Antwort, und der Inquisitor setzte nach dem Stillschweigen eines Augenblicks hinzu: „Waren Sie jemals in der Kirche Spirito Santo zu Neapel?“

„Ehe ich diese Frage beantworte,“ erwiederte Vivaldi, „fodre ich den Namen meines Anklägers.“

„Sie müssen sich erinnern, daß Sie kein Recht haben, an diesem Orte irgend etwas zu fodern, merkte der Inquisitor an; eben so wenig kann es Ihnen unbekannt seyn, daß man den Namen des Angebers stets vor dem Angeklagten verborgen hält. Wer würde es wagen, seine Pflicht zu thun, wenn sein Name willkührlich der Rache des Verbrechers, gegen den er aussagt, Preis gegeben werden sollte? Nur bei einem Privatprozeß wird der Ankläger genannt.“

„Aber die Namen der Zeugen?“ — fragte Vivaldi.

„Dieselbe Gerechtigkeit verbirgt auch diese vor der Kenntniß des Angeklagten,“ erwiederte der Inquisitor.

„Und wird dem Angeklagten gar keine Gerechtigkeit vergönnt?“ sagte Vivaldi. „Wird er verhört und verurtheilt, ohne weiter mit seinem Verfolger, noch mit den Zeugen zusammengestellt zu werden?“

„Sie fragen zu viel,“ sagte der Inquisitor, „und antworten zu wenig. Der Angeber ist nicht der Verfolger zugleich; das hei-

lige Gericht, vor welchem die Angabe niedergelegt wird, ist der Verfolger und Ausspender der Gerechtigkeit; sein öffentlicher Ankläger legt die Umstände und Aussagen der Zeugen dem Gerichte vor. Allein schon zu viel davon!"

„Wie," erwiederte Vivaldi, „ist dieses Gericht zugleich der Verfolger, Zeuge und Richter! Was kann wohl geheime Bosheit bessers wünschen, als solch einen Gerichtshof, vor welchem sie ihren Feind anfallen kann? Der Dolch des Banditen ist nicht so sicher, noch so verderblich für die Unschuld. Ich begreife jetzt wohl, daß es mir zu nichts helfen kann, schuldlos zu seyn; ein einziger Feind ist genug, mich ins Verderben zu stürzen!"

„Sie haben also einen Feind!" merkte der Inquisitor an."

Vivaldi wußte nur zu gut, daß er einen Feind hatte; allein es war kein hinlänglicher Beweis über die Person dieses Feindes vorhanden, um seine Aussage, daß es Schedoni sey, zu rechtfertigen. Der Umstand, daß auch Ellena verhaftet war, würde ihm den Argwohn aufgedrungen haben, daß noch eine andre Person den Absichten des Beichtvaters wenigstens hülfreiche Hand gebothen hätte; wäre nicht seine gutmüthige Leichtgläubigkeit erschrocken vor dem Verdachte zurückgeschaudert, daß einer Mutter Rache ihren eignen Sohn in die Gefängnisse der Inquisition verrathen könnte, wenn gleich seine Mutter eine gewissenlose Grau-

samkeit gegen eine Fremde zu begehen im Stande war, die ihren Absichten mit ihrem Sohne im Wege stand.

„Sie haben also einen Feind?“ wiederhohlte der Inquisitor.

„Daß ich hier bin, ist ein hinlänglicher Beweis davon,“ erwiederte Vivaldi; „allein ich bin so wenig irgend eines Menschen Feind, daß ich nicht weiß, wen ich den meinigen nennen soll?“

„Es liegt also am Tage,“ merkte der schlaue Inquisitor an, daß Sie keinen Feind haben, und daß diese Anklage von einem, der die Wahrheit ehrt, und dem das Beste der Römischen Kirche am Herzen liegt, gegen Sie angebracht ist.

Es erregte Vivaldis Unwillen, die Heiterkeit zu sehen, womit man ihm eine dem Scheine nach so unschuldige Erklärung abgelockt und sie mit solcher schlauen Gewandtheit gegen ihn selbst gekehrt hatte. Ein stolzes und verächtliches Stillschweigen war alles, was er der Verrätherei seines Examinators entgegen setzte, auf dessen Gesicht ein Lächeln des Triumphs und Frohlockens erschien; denn das Leben eines Mitgeschöpfes kam nach seiner Meinung in keinen Betracht gegen den Selbstbeifall der schlauen Kunst — der Kunst zumal, worauf er sich das Meiste zu Gute that — der Kunst seines Standes.

Der Inquisitor fuhr fort: „Sie beharren also darauf, die Wahrheit zu verheelen?“ — Er schwieg; weil aber Vivaldi keine Antwort gab, fuhr er fort:

„Da es aus Ihrer eignen Erklärung erhellet, daß Sie keinen Feind haben, den Privatrache hätte bewegen können, Sie anzuklagen, so wie andre Umstände in Ihrem Betragen beweisen, daß Sie sich größerer Schuld bewußt sind, als Sie eingestanden haben, so scheint es, daß die gegen Sie eingegebne Anklage keine boshafte Verläumdung ist. Ich ermahne Sie daher noch einmal, und beschwöre Sie bei unsrer heiligen Religion, ein offenherziges Geständniß Ihrer Vergehungen abzulegen, und sich die Mittel zu ersparen, die man nothwendig anwenden müßte, ein Geständniß von Ihnen herauszubringen. Auch gebe ich Ihnen noch einmal zu bedenken, daß Sie nur durch ein solches offnes Betragen Barmherzigkeit erlangen können, um die Gerechtigkeit dieses allerstrengsten Gerichtes zu besänftigen.“

Da Vivaldi einsah, daß es jetzt höchst nothwendig für ihn war, zu antworten, betheuerte er nochmals feierlich seine Unschuld an dem in dem Verhaftsbefehl gegen ihn angeführten Verbrechen, und sein Bewußtseyn irgend einer Handlung, die ihn der gesetzlichen Ahndung der heiligen Inquisition unterwerfen konnte.

Der Inquisitor fragte ihn noch einmal, worin das angeführte Verbrechen bestände, und

als Vivaldi die Anklage wiederhohlt hatte, befahl er dem Secretair aufs neue, sie niederzuschreiben; Vivaldi glaubte dabei eine gewisse Schadenfreude, die er nicht zu erklären wußte, auf seinem Gesichte zu bemerken. Sobald der Secretair fertig war, mußte Vivaldi seinen Nahmen und Stand unter die Aussage setzen.

Der Inquisitor ermahnte ihn, die erhaltne Warnung noch einmal zu erwägen und sich morgen entweder zum Bekenntniß anzuschicken, oder sich der Folter zu unterziehn. Er gab darauf ein Zeichen und die Gerichtsdiener, die Vivaldi ins Zimmer geführt hatten, erschienen sogleich.

„Ihr wißt eure Befehle," sagte der Inquisitor: „nehmt euren Gefangnen in Empfang und sorgt, daß sie befolgt werden."

Der Gerichtsdiener verneigte sich und Vivaldi folgte ihm in traurigem Stillschweigen aus dem Zimmer.

Siebentes Kapitel.

Call up the ſpirit of the ocean, bid
Him raiſe the ſtorm! The waves begin to heave,
To curb, to foam; the white ſurges run far
Upon the darkning waters, and mighty
Sounds of ſtrife are heard. Wrapt in the midnight
Of the clouds, ſits Terrour, meditating
Woe. Her doubtful form appears and fades
Like the ſhadow of Death, when he mingles
With the gloom of the ſepulchre and broods
In Conely ſilence. Her ſpirits are abroad!
They do her bidding! Hark, to that ſhriek!
The echoes of the ſhore have heard!

Ellena wurde indeſſen, als man ſie aus der Kapelle San Sebaſtian geſchleppt hatte, auf ein Pferd, welches außen bereit ſtand, geſetzt, und trat unter Bewachung der beiden Leute, die ſie ergriffen hatten, eine Reiſe an, welche beinahe ununterbrochen zwei Tage und zwei Nächte dauerte. Sie konnte aus keinem Um-

stande schließen, wohin es gieng, und horchte mit vergeblicher Erwartung auf den Fußtritt von Pferden und auf Vivaldis Stimme, der, wie man ihr gesagt hatte, auf demselben Wege folgte.

Die Fußtritte von Reisenden unterbrachen nur selten die Stille dieser Regionen, und sie stießen unterwegens nur auf einige Marktleute, die in eine benachbarte Stadt giengen, oder hie und da auf einen Winzer oder Arbeiter in den Olivengründen, so daß sie die weiten Ebnen von Apulia erreichte, ohne von ihrer Lage etwas zu wissen. Ein Lager, nicht von Kriegern, sondern von Schäfern, die ihre Heerden nach den Abruzzischen Gebürgen führten, belebte einen kleinen Strich dieser Flächen, die von Norden und Osten durch die Bergkette des Garganus beschattet wurden, die sich von den Apenninischen Gebürgen weit bis ins Adriatische Meer erstreckte.

Die Schäfer hatten beinahe ein eben so wildes und barbarisches Ansehn als die Menschen, die Ellena führten; doch verkündigten ihre ländlichen Instrumente feinere Gefühle, wenn sie süß über die Wüste tönten. Die Wache ruhte und erfrischte sich mit Ziegenmilch, Gerstenkuchen und Mandeln, und das Betragen dieser Schäfer, so wie derjenigen, die sie zuvor auf den Gebürgen angetroffen hatte, war gastfreier, als ihre Miene es versprach.

Nachdem Ellena dieses ländliche Läger verlassen hatte, erschien viele Meilen weit keine Spur einer menschlichen Wohnung, außer hie und da die Thürme einer verfallnen Festung, an den hohen Felsen hängend, denen sie sich näherten, und halb in den Wäldern verborgen. Der Abend des zweiten Tages brach an, als ihre Wache näher nach dem Walde einlenkte, den sie lange in der Ferne beobachtet hatte, wie er sich über den vielfach aufsteigenden Stufen des Garganus ausbreitete. Sie traten durch eine Spur herein, einen Weg konnte man es nicht nennen, die zwischen Eichen und gigantischen Wallnußbäumen hinführte, das Wachsthum von Jahrhunderten und so dick verflochten, daß ihre Zweige einen Thronhimmel bildeten, welcher selten den Himmel zuließ. Die Dunkelheit, welche sie ringsum verbreiteten, und die Gebüsche, welche unter dem Schatten blühten, gaben der Scene ein Gepräge furchtbarer Wildheit.

Als sie einen Hügel erreicht hatten, wo die Bäume dünner ausgestreut waren, nahm Ellena wahr, daß sich die Wälder nach allen Seiten zwischen Hügeln und Thälern ausbreiteten und bis zum Adriatischen Meere herabstiegen, welches die Ferne begränzte. Die Küste, die sich in einen Meerbusen herabsenkte, war felsicht und kühn. Hohe Spitzen, bis zu den Gipfeln mit Wald gekrönt, stiegen über dem Ufer auf, und Klippen von nacktem Marmor, von so

gigan-

gigantischer Form, daß sie selbst in der Ferne Schauder erregten, drängten sich tief in die Wellen, und trotzten ihrer ewigen Wuth. Jenseits dem Rande der Küste, so weit das Auge reichen konnte, erschienen spitzige Berge, von Wäldern verdunkelt, die Kette über Kette in vielen Reihen aufstiegen. Wenn Ellena diese Wildniß übersah, war es ihr als gienge sie in ewige Verbannung von der menschlichen Gesellschaft. Sie war ruhig; allein es war die Ruhe des erschöpften Schmerzes, nicht der Ergebung, und mit einer Art von ausgeathmeter Verzweiflung blickte sie auf die Vergangenheit zurück und erwartete die Zukunft.

Sie war einige Meilen weit durch den Wald gereist, während ihre Wächter nur von Zeit zu Zeit eine Frage oder eine Bemerkung über die Veränderungen, die seit ihrer letzten Durchreise hier in der Gegend vorgegangen waren, äußerten, als die Nacht sie zu überfallen begann.

Ellena bemerkte nur durch das Murmeln der Wellen an der felsichten Küste, daß sie der See nahe kamen, bis sie eine Anhöhe erreicht hatten, die im Grunde nichts anders war, als der Fuß zweier waldichter Berge, die sich dicht über ihr thürmten, und sie nun dunkel ihre graue Oberfläche sich in dem Meerbusen unten ausbreiten sah. Sie wagte es jetzt zu fragen, wohin man sie führte, und ob man sie an Bord eines der kleinen Fahrzeuge, die sie für Fischer-

Kähne hielt, und die vor Anker zu liegen schie-nen, bringen wollte.

„Sie haben nicht weit mehr zu reisen," erwiederte einer der Wächter mürrisch; Sie werden bald am Ende Ihrer Reise und zur Ruhe seyn!"

Sie stiegen ans Ufer herab und kamen sogleich in eine einsame Wohnung, die so nahe am Rande der See stand, daß sie beinahe von den Wellen bespült zu werden schien. Man sah kein Licht durch die Fenster und nach der Stille, die inwendig herrschte, zu urtheilen, schien sie unbewohnt zu seyn. Die Wache hatte wahrscheinlich Ursache es besser zu wissen, denn sie hielten an der Thüre und schrieen aus allen Kräften. Keine Stimme aber antwortete auf ihren Ruf, und während sie alles anwandten, um die Einwohner aufzuwecken, untersuchte Ellena sorgfältig das Gebäude, so gut die Dämmerung es zuließ. Es war von alter und sonderbarer Bauart, und ob es gleich für ein Landhaus nicht groß genug war, so war es doch augenscheinlich nie zum Aufenthalt für Bauern bestimmt worden.

Die Mauern von unbehauenem Marmor waren hoch und durch Bastionen verstärkt; das Gebäude hatte bethürmte Winkel, die mit dem auf Schwibbogen ruhenden Eingange, und dem schräge herabgehenden Dache an vielen Orten verfallen waren. Das ganze Haus mit seinen dunkeln Fenstern und tonlosen Zugängen

atte ein auffallend verlaßnes und einsames Ansehn. Eine hohe Mauer umgab den kleinen Hof, in welchem es stand, und hatte ihm wahrscheinlich einmal zur Vertheidigung gedient; allein die Thore, welche gegen allen fremden Einbruch hätten verschlossen seyn sollen, konnten ihren Dienst nicht länger verrichten; eine von den Flügelthüren war aus ihren Angeln gefallen und lag auf der Erde, in einem tiefen Beete von Unkraut beinahe versteckt, und die andre krachte an ihren Schwingen jedem Windsturm entgegen und schien jeden Augenblick bereit, dem Schicksal ihrer Gefährtin zu folgen.

Das wiederholte Rufen der Wache wurde endlich von einer rauhen Stimme inwendig beantwortet; die Thüre des Eingangs träge aufgeriegelt und von einem Manne geöffnet, dessen Gesicht so vom Elend gestempelt war, daß Ellena es nicht ohne Empfindung anblikken konnte, so tief sie auch in eignes Elend versenkt war. Die Lampe, die er in der Hand trug, warf einen Schimmer darauf, und zeigte die gierige Barbarei des Hungers, dem der Schatten seiner tiefen Augen eine schreckliche Wildheit gab. Ellena fuhr zurück, indem sie ihn ansah. Nie hatte sie Verworfenheit und Leiden so stark auf demselben Gesichte gemahlt gesehn, und sie betrachtete ihn mit einer peinlichen Neugierde, die für einen Augenblick alles Bewußtseyn der Uebel, die sie von ihm zu besorgen hatte, unterdrückte.

Es war sichtlich, daß sein Haus nicht für ihn gebaut war, und sie schloß, daß er der Diener eines grausamen Werkzeugs der Marquise di Vivaldi sey.

Aus dem Schwibbogengange folgten sie ihm in einen alten, verfallnen und von allem Geräth entblößten Saal. Er war nicht groß von Umfang, aber hoch: denn er schien sich bis zur Decke des Gebäudes hinauf zu strecken und die Zimmer oben waren ringsumher im Cirkel gebaut und führten in eine runde Gallerie.

Einige halb mürrische Grüße wurden zwischen der Wache und dem Fremden, den sie Spalatro nannten, gewechselt, als sie in ein Zimmer giengen, wo er auf einer Madratze in einem Winkel geschlafen zu haben schien. Alle andre Möblirung des Ortes bestand aus zwei oder drei zerbrochnen Stühlen und einem Tisch. Er sah Ellena mit finstrer, zusammengezogner Stirne an, und gab dann der Wache einen bedeutenden Blick, schwieg aber, bis er sie endlich nöthigte, sich sämmelich niederzusetzen, indem er hinzufügte, daß er einen Fisch zum Abendessen für sie zurechte machen wollte. Ellena schloß, daß er der Herr des Orts wäre, auch schien er der einzige Bewohner desselben zu seyn, und als die Wache ihr bald nachher sagte, daß ihre Reise hier geendigt sey, fühlte sie ihre schlimmsten Besorgnisse bestätigt. Die Gewalt, die sie sich anthat, ihre Lebensgeister aufrecht zu halten, war bald erschöpft. Es

schien, daß sie von Mördern nach einem einsamen Hause am Seeufer gebracht war, welches von einem Menschen bewohnt wurde, dem der Schurke auf jedem Zuge seines Gesichtes eingegraben stand, um das Schlachtopfer unerbittlichen Stolzes und unersättlicher Rachgierde zu werden. So wie sie diese Umstände, und die Worte, die man ihr eben gesagt hatte, daß ihre Reise geendigt sey, überlegt hatte, drang die Ueberzeugung wie ein Lichtstrahl in ihr Herz — sie glaubte, daß sie hieher gebracht sey, um ermordet zu werden. Grausen durchbebte ihren ganzen Körper und ihre Sinne verließen sie.

Als sie sich wieder erholte, fand sie sich von der Wache und dem Fremden umgeben und würde ihr Mitleid angefleht haben, hätte sie nicht gefürchtet, sie dadurch aufzubringen, daß sie ihren Argwohn verriethe. Sie klagte über Ermüdung und bat, sie in ihr Zimmer zu führen. Die Leute sahen einander an, besannen sich und baten sie dann, von dem Fische, der zurecht gemacht wurde, mit zu essen. Als aber Ellena die Einladung mit so guter Art als möglich ablehnte, erlaubten sie ihr, sich zurückzuziehn. Spalatro nahm die Lampe und leuchtete ihr durch den Saal nach dem Gange oben, wo er die Thüre eines Zimmers aufmachte, in welchem sie schlafen sollte.

„Wo ist mein Bette?“ sagte die betrübte Ellena, indem sie sich furchtsam umsah.

„Dort auf der Erde," antwortete Spalatro und zeigte auf eine elende Madratze, über welcher die zerrißnen Vorhänge eines ehmaligen Himmelbettes hiengen. „Wenn Sie die Lampe braucht," setzte er hinzu, „so will ich sie da lassen, und um ein kleines Weilchen darnach wieder kommen."

„Will er mir nicht auf die Nacht eine Lampe lassen," sagte sie mit bittender, furchtsamer Stimme.

„Auf die Nacht!" wiederholte er mürrisch. „Was? um das Haus anzustecken."

Ellena bat ihn noch immer, daß er ihr den Trost eines Lichtes gewähren möchte.

„Ja ja," erwiederte Spalatro mit einem Blicke, den sie nicht zu erklären wußte," es würde wahrhaftig ein großer Trost für sie seyn. Sie weiß nicht, was Sie verlangt."

„Was meint Er," sagte Ellena mit Heftigkeit. „Ich beschwöre ihn bei unserm heiligen Glauben, mir zu sagen —

Spalatro trat plötzlich zurück und sah sie mit Erstaunen an, ohne aber ein Wort zu sagen.

„Erbarmt Euch meiner," sagte Ellena äusserst erschrocken über sein Benehmen: „ich bin hülflos und ohne Freunde."

„Was fürchtet Sie?" sagte der Mann, indem er sich faßte, und setzte dann, ohne ihre Antwort abzuwarten, hinzu: „ist es so etwas unbarmherziges, eine Lampe wegzunehmen?"

Ellena, die sich aufs neue fürchtete, den ganzen Umfang ihres Verdachtes zu verrathen, antwortete nur, daß es sehr barmherzig seyn würde, sie ihr zu lassen; denn ihre Lebensgeister wären sehr niedergeschlagen, und sie hätte ein Licht zu ihrer Aufheiterung nöthig.

„Wir geben uns hier nicht mit solchen Grillen ab," erwiederte Spalatro, „denn wir haben andre Dinge zu bedenken. Zudem ist es die einzige Lampe hier im Hause, und die Leute unten sind im Dunkeln, während ich hier meine Zeit verliere. Ich will sie Ihr auf ein paar Minuten da lassen, aber nicht länger." Ellena machte ihm ein Zeichen, die Lampe nieder zu setzen, und als er das Zimmer verließ, hörte sie die Thüre hinter sich zuriegeln.

Sie wandte diese zwei Minuten an, das Zimmer zu untersuchen, um zu sehn, ob eine Möglichkeit zu entfliehn vorhanden wäre. Es war ein großes Zimmer, ohne Möbeln und mit dem Spinnewebe vieler Jahre verziert. Sie sah nur die einzige Thüre, durch die sie herein gekommen war, und das einzige Fenster im Zimmer war vergittert. Solche Vorkehrungen, um eine Flucht zu verhindern, schienen anzudeuten, wie viel Ursach zum Entfliehn vorhanden seyn möchte.

Nachdem sie das Zimmer untersucht hatte, ohne irgend eine Hoffnung vor sich zu sehn, versuchte sie die Stärke der Riegel, die sie nicht bewegen konnte; vergebens sah sie sich nach ei-

ner inwendigen Befestigung für ihre Thüre um; sie stellte die Lampe daneben und erwartete Spalatros Zurückkunft. Er kam wenig Augenblicke darauf und both ihr einen Becher mit sauerm Wein und ein Stückchen Brod an, welches sie, durch seine Aufmerksamkeit ein wenig getröstet, nicht für gut fand, auszuschlagen.

Spalatro verließ darauf das Zimmer und die Thüre wurde wieder verriegelt. Noch einmal allein gelassen, versuchte sie ihre Angst durch Gebet zu überwinden; und nachdem sie ihre Abendandacht mit heissem Herzen hinauf geschickt hatte, fühlte sie sich ruhiger und gefaßter.

Allein es war unmöglich, die Gefahr ihrer Lage so sehr zu vergessen, um, so müde sie auch war, den Schlaf zu suchen, so lange die Thüre ihres Zimmers vor dem Einbruch der Leute unten nicht gesichert war, und da sie kein Mittel hatte, sie zu befestigen, beschloß sie, die ganze Nacht durch zu wachen. So der Einsamkeit und Finsterniß überlassen, setzte sie sich auf die Madratze, um die Zurückkehr des Morgens zu erwarten und verlor sich bald in traurigen Betrachtungen: sie gieng jeden kleinen Umstand vom vergangnen Tage und vom Betragen ihrer Wächter durch, und wenn sie die Umstände ihrer gegenwärtigen Lage damit zusammen hielt, blieb ihr kaum ein Zweifel über das ihr bestimmte Schicksal. Es dünkte sie sehr unwahrscheinlich, daß die Marquise di Vivaldi sie

blos zur Verwahrung sollte hieher geschickt haben, da man sie mit weit weniger Beschwerde in einem Kloster hätte einsperren können, und noch mehr, wenn sie an den Charakter der Marquise dachte, so wie sie ihn bereits hatte kennen lernen. Das Ansehn dieses Hauses und des Mannes, der es bewohnte, mit dem Umstande, daß kein Frauenzimmer hier wohnte, zusammengenommen; alles dieses deutete an, daß sie nicht zu langer Gefangenschaft, sondern zum Tode hieher gebracht war. Alles Streben nach Stärke und Fassung konnte das kalte Zittern, das Erkranken des Herzens, die Ermattung und das Grausen, das ihren ganzen Körper durchlief, nicht überwinden. Wie oft rief sie mit Thränen der Angst und des Schmerzes Vivaldi an — Vivaldi, ach der weit entfernt war, rief sie an, sie zu retten. Wie oft rief sie im Schmerze aus, daß sie ihn nie, nie wieder sehn würde!

Doch war ihr der schreckliche Gedanke benommen, daß er sich in den Händen der Inquisition befände. Sobald sie den Betrug, den man ihr gespielt hatte, entdeckte, und überzeugt war, daß sie sich weder auf dem Wege nach dem heiligen Gericht befände, noch von Personen geführt würde, die zu demselben gehörten, schloß sie, daß Vivaldis ganzer Verhaft von der Marquise angelegt sey, blos um einen Vorwand zu haben, ihn in Verhaft zu behalten, bis sie außer Möglichkeit gesetzt wäre,

Hülfe von ihm zu erhalten. Sie hoffte daher, daß man ihn nur nach irgend einem geheimen Orte, der seiner Familie gehörte, geschickt hätte, und daß er, sobald ihr Schicksal entschieden wäre, befreit werden und sie das einzige Opfer seyn würde. Dieser Gedanke allein gewährte ihr einige Linderung in ihrem Leiden.

Die Leute unten saßen bis tief in die Nacht beisammen. Sie horchte oft auf ihre fernen Stimmen, so wie sie bei den Pausen der Wellen, die laut und dumpf ans Ufer schlugen, sie unterscheiden konnte, und so oft die knarrenden Schwingen an ihrer Thüre sich bewegten, fürchtete sie, daß sie zu ihr kämen. Endlich schien es, daß sie das Zimmer verlassen hatten, oder eingeschlafen waren, denn eine tiefe Stille herrschte, so oft das Geräusch der Wellen sich legte. Sie blieb nicht lange in Zweifel: denn während sie noch horchte, hörte sie Fußtritte den Gang heraufkommen. Sie näherten sich ihrem Zimmer und standen an der Thüre still; auch hörte sie das leise Flüstern ihrer Stimmen, wie sie berathschlagten, was zu thun wäre, und wagte vor Aufmerksamkeit kaum Athem zu schöpfen. Doch hörte sie kein deutliches Wort, bis als der Eine fortgieng, ein Andrer halb flüsternd ihm zurief: „Es liegt unten auf dem Tische in meinem Gürtel; eilt doch.“ Der Mann kam zurück und sagte etwas mit leiser Stimme, worauf der Andre antwortete: sie schläft. Er gieng darauf die

Treppen herunter und wenig Minuten nachher merkte sie, daß sein Kamerade ebenfalls von der Thüre weggieng: sie horchte auf seine Schritte, bis sie statt ihrer nur das Brüllen der See noch vernahm.

Ellenas Beruhigung dauerte nur einen Augenblick. Wenn sie den Sinn seiner Worte überlegte, so schien es ihr, daß der Mann heruntergegangen war, um den Dolch des Andern zu holen, weil man ein solches Instrument gewöhnlich im Gürtel trägt, und aus der Versicherung „sie schläft,“ schien es, daß er gefürchtet hatte, von Ellena gehört worden zu seyn; sie horchte aufs neue auf ihre Schritte, allein sie kamen nicht wieder.

Zum Glück für Ellenas Ruhe wußte sie nicht, daß ihr Zimmer eine Thüre hatte, die so eingerichtet war, daß sie sich ohne Lärm öffnete, und durch welche ein Mörder unbeargwohnt zu jeder Stunde der Nacht herein kommen konnte. Da sie glaubte, daß die Einwohner dieses Hauses sich nunmehr zur Ruhe gelegt hätten, lebte ihr Muth und ihre Hoffnung wieder auf, doch blieb sie schlaflos und wachsam. Sie maaß mit ungleichen Schritten das Zimmer und fuhr oft zurück, wenn die alten Dielen schüttelten und dröhnten; oft wieder stand sie still, um zu horchen, ob noch alles im Gange ruhig sey. Der Schimmer, welchen der aufsteigende Mond zwischen die Gitter ihres Fensters warf, zeigte jetzt manche Gegen-

stände im Schattenlicht, die sie sich mit der Lampe nicht bemerkt zu haben erinnerte. Mehr als einmal bildete sie sich ein, etwas nach dem Orte hinschlüpfen zu sehn, wo die Madratze ausgebreitet lag, und eben so oft, von Schrekken beinahe erstarrt, stand sie still, um es zu beobachten. Allein ihre Täuschung, wenn es anders Täuschung war, verschwand, wie das Mondlicht erblich, und selbst ihre Furcht konnte ihm über dasselbe hinaus keine Gestalt geben. Hätte sie nicht gewußt, daß ihre Kammerthüre stark verriegelt war, so würde sie geglaubt haben, es sey ein Mörder, der sich zu dem Bette schliche, wo man vermuthete, daß sie schliefe. Selbst jetzt fiel ihr der Gedanke ein, und so wenig wahrscheinliches er auch hatte, traf es doch ihr Herz beinahe wie ein Todesstreich, wenn sie bedachte, daß ihre gegenwärtige Lage beinahe eben so gefährlich war, als die, welche sie sich einbildete. Sie horchte wieder und wagte kaum Athem zu schöpfen; allein nicht der leiseste Ton drang in die Pausen des Windes und sie hielt sich überzeugt, daß außer ihr Niemand im Zimmer sey. Dennoch fühlte sie ein geheimes Sträuben sich der Madratze zu nähern, so lange sie noch in Schatten gehüllt war. Außer Stand, ihr Widerstreben zu überwinden, nahm sie ihren Platz am Fenster, bis die sich verstärkenden Strahlen ihr einen hellern Blick auf das Zimmer vergönnen und ihr einige Zuversicht ein-

stießen würden: sie betrachtete die Gegend außen, so wie sie nach und nach sichtbar ward. Der Mond der über dem Ozean aufstieg, zeigte dessen rastlose Oberfläche, sich in dem weiten Horizont ausbreitend, und die Wellen, welche sich schäumend an der Felsenbank unten brachen, wichen in langen weissen Linien weit auf dem Wasser zurück. Sie horchte auf ihren abgemeßnen, feierlichen Ton, und eingewiegt durch die einsame Größe des Anblicks, blieb sie am Fenster, bis der Mond hoch am Himmel aufgestiegen war, ja selbst bis der Morgen auf der See zu dämmern, und die östlichen Wolken in Purpur zu kleiden begann.

Erheitert durch das Licht, das nun ihr Zimmer durchdrang, kehrte sie zu der Madratze zurück, wo die Unruhe endlich der Müdigkeit wich, und sie eine kurze Ruhe genoß.

Achtes Kapitel.

And yet i fear you; for you are fatal then
When your eyes roll so. — — — —
— — — — — — — — — — —
Alas, why graw you so your nether lip?
Some bloody passion shakes your very frame:
These are portents; but yet I hope, I hope
Thy do art point on me.

Shakespear.

Ellena wurde durch ein lautes Geräusch an der Thüre ihres Zimmers aus dem tiefen Schlafe geweckt; als sie von ihrer Madratze auffuhr, sah sie sich mit Erstaunen und Schrekken rings umher, so wie eine vollständige Erinnerung des Vergangnen in ihrer Seele aufzudämmern begann. Sie unterschied das Aufschieben eiserner Riegel und sah gleich darauf Spalatro's Gesicht an ihre Thüre, ehe sie eine klare Besinnung ihrer Lage hatte — daß sie

nämlich eine Gefangne in einem Hause am einsamen Ufer und daß dieser Mensch ihr Kerkermeister sey. Mit dieser Besinnung kehrte eine solche Erkrankung des Herzens, solche Ermattung und Schrecken zurück, daß sie unvermögend, ihren zitternden Körper aufrecht zu halten, wieder auf die Madratze sank, ohne nach der Ursache dieses plötzlichen Hereinkommens zu fragen.

„Ich habe Ihnen etwas zum Frühstück gebracht," sagte Spalatro, „wenn Sie Lust haben aufzustehen. Mich dünkt, Sie haben für eine Nacht lange genug geschlafen; Sie legten sich ja sehr zeitig zur Ruhe."

Ellena gab keine Antwort; allein tief vom Gefühl ihrer Lage getroffen, sah sie mit bittenden Augen den Mann an, der sich näherte und einen Kuchen von Hafermehl mit einem Topf Milch in der Hand hielt. „Wo soll ich es hinsetzen," sagte er, „Sie müssen nothwendig begierig darauf seyn, da Sie nichts zu Abend gegessen haben."

Ellena dankte ihm, und bat ihn, es nur auf die Erde zu setzen, weil kein Tisch oder Stuhl im Zimmer war. Als er es that, machte sie der Ausdruck seines Gesichts betroffen, das eine starke Mischung von Arglist und Bosheit ausdrückte. Er schien sich über seinen Scharfsinn Glück zu wünschen und irgend einen Triumph im Voraus zu genießen; sie fühlte sich so sehr dabei interessirt, daß sie ihn

nicht aus den Augen ließ, so lange er im Zimmer blieb. Wenn seine Augen zufällig den ihrigen begegneten, so wandte er sie mit der Schnelligkeit eines Menschen ab, der sich übler Absichten bewußt ist und sie entdeckt zu sehn fürchtet; er blickte nicht einmal auf, bis er das Zimmer schnell verließ; wo sie die Thüre wie zuvor verriegeln hörte.

Der Eindruck, den sein Blick in ihrem Gemüthe zurück ließ, versenkte sie so ganz in Vermuthungen, daß eine lange Zeit verstrich, ehe sie sich erinnerte, daß er die Erfrischungen gebracht hatte, deren sie so sehr bedürftig war: indem sie aber den Becher an ihre Lippen brachte, hielt ein schrecklicher Verdacht ihre Hand zurück! — doch hatte sie schon einige Tropfen von der Milch hinuntergeschluckt. Der seltsame Blick, womit Spalatro das Frühstück niedersetzte, fiel ihr mit neuem Schrecken ein und sie hielt es für möglich, daß Gift in dieß Getränke gemischt seyn könnte. Sie sah sich also genöthigt, sich die Erquickung zu versagen, deren sie so sehr bedürfte; denn sie fürchtete, selbst den Kuchen zu kosten, weil Spalatro ihn ihr angebothen hatte: das bischen Milch, daß sie unvorsichtigerweise hinunter schluckte, war so sehr wenig, daß sie keine Folgen davon fürchtete.

Der Tag verstrich in Angst und Niedergeschlagenheit; sie konnte weder zweifeln, zu welchem Zweck man sie hieher gebracht hatte, noch

eine

eine Möglichkeit entdecken, ihren Verfolgern zu entfliehn: doch hielt die Hoffnung, welche das menschliche Herz selbst in den härtesten Augenblicken aufrecht hält, noch einigermaaßen ihre sinkenden Lebensgeister empor.

In diesen traurigen Stunden der Einsamkeit und Ungewißheit war der Gedanke, daß Vivaldi wenigstens vor Gefahr gesichert sey, die einzige Milderung ihres Leidens: allein sie kannte die listigen Ränke seiner Mutter zu gut, um es für möglich zu halten, daß er ihren Händen entwischen und ihr die Freiheit wieder verschaffen könnte.

Ellena stand den ganzen Tag im Nachsinnen verloren, an das Gitter ihres Fensters gelehnt, ihre starren Augen auf den Ozean gerichtet, dessen Rauschen sie nicht länger hörte: oder sie horchte auf ein Geräusch im Hause, das ihr einige Vermuthung über das, was unten vorgienge, oder über die Anzahl der Personen, die sich darin befänden, geben könnte. Allein es herrschte eine tiefe Stille im Hause, außer wenn hie und da ein Fußtritt über einen fernen Gang schlich, oder man eine Thüre zumachen hörte: allein nicht der Hauch einer menschlichen Stimme, noch irgend ein Zeichen, daß sich, außer ihr und Spalatro, noch ein lebendiges Wesen in der Wohnung befände, stieg aus den untern Zimmern empor. Ohngeachtet sie ihre vorigen Wächter nicht hatte fortgehen hören, schien es ihr doch gewiß, daß sie fortgegangen waren.

und daß man sie mit Spalatro allein an diesem Orte gelassen hatte. Sie begriff nicht, welche Absicht man bei diesem Verfahren haben konnte: hatte mau ihren Tod beschlossen, so schien es seltsam, daß man einer Person die Ausführung anvertraute, welche in den Händen von dreien weit zuverläßiger war. Allein ihre Verwundrung hörte auf, wenn ihr der Verdacht von Gift wieder einfiel; denn allem Vermuthen nach hatten diese Leute ihren Plan schon so gut als ausgeführt geglaubt und nach ihrem Tode in einem Zimmer, aus welchem kein Ausgang möglich war, es Spalatro überlassen, ihre Gebeine zur Ruhe zu legen. Alles Unzusammenhängende, was sie in dem Betragen dieser Menschen bemerkt hatte, schien nun zu einem Plane zusammen zu stimmen, nämlich ihr Tod durch Vergiftung. Diese feste Ueberzeugung würkte so stark auf ihre Phantasie, wenn es anders bloße Phantasie war, daß bei dem Gedanken, die Milch gekostet zu haben, ihr ein Schauder über den ganzen Körper lief; sie glaubte zu fühlen, daß das Gift selbst in der geringen Quantität, die sie davon gekostet hatte, stark genug gewesen sey, eine Würkung hervorzubringen.

Während sie sich in solcher Bewegung befand, hörte sie Fußtritte vor ihrer Thüre schleichen und wurde, als sie aufmerksam zuhörte, überzeugt, daß Jemand im Gange seyn müsse. Es bewegte sich leise, stand zuweilen

einen Augenblick still, als wollte es horchen und schlüpfte bald darauf fort.

„Es ist Spalatro," sagte Ellena; „er glaubt, daß ich das Gift genommen habe, und kommt, um auf mein Sterbewinseln zu horchen! Ach er ist vielleicht nur um wenig Augenblicke zu früh gekommen!"

Bei dieser schrecklichen Vermuthung durchbebte sie ein neuer heftiger Schauder, und sie sank beinahe ohnmächtig auf die Madratze nieder; allein der Anfall dauerte nicht lange. Als sie nach und nach wieder zu sich selbst kam und ihre Besinnung wiederkehrte, fühlte sie, daß es die Klugheit erfodere, Spalatro glauben zu lassen, daß sie das Frühstück würklich genommen hätte, weil sie dadurch wenigstens neue Anschläge verhindern würde, und weil jede Verzögerung ihr eine Möglichkeit zur Hoffnung gab. Sie goß die Milch, die sie zu ihrem Verderben bestimmt geglaubt hatte, behutsam durch die Gitter ihres Fensters.

Es war Abend, als sie wiederum etwas vor ihrer Thüre herumschleichen hörte, und ihr Verdacht wurde dadurch bestärkt, daß sie unter derselben einen Schatten auf dem Flure wahrnahm, als wenn Jemand außen stände. In demselben Augenblicke aber glitt der Schatten hinweg und sie hörte Jemand leise fortgehn.

„Er ist es," sagte Ellena; „er lauert noch immer auf mein Winseln."

Diese neue Bestätigung seiner Absichten erschütterte sie beinahe eben so sehr als die erste — als sie ängstlich ihre Blicke wiederum nach dem Gange wandte, erschien von neuem der Schatten unter der Thüre; allein sie hörte keinen Fußtritt. Ellena bewachte sie jetzt mit innrer Angst und Erwartung; sie fürchtete jeden Augenblick, daß Spalatro ihrem Zweifeln ein Ende machen und hereintreten würde. „Und ach! wenn er gewahr wird, daß ich noch lebe, dachte sie, was habe ich dann vielleicht in den ersten Augenblicken seines Verdrusses zu erwarten! Was geringers als den Tod auf der Stelle!"

Nachdem der Schatten wenige Minuten stille gestanden hatte, bewegte er sich ein wenig und glitt dann fort wie zuvor; bald aber kehrte er wieder und es folgte ein leiser Ton, als wenn Jemand sich Mühe gäbe, ohne Geräusch Riegel aufzuschieben. Ellena hörte leise erst einen und dann noch einen Riegel aufschieben: sie sah die Thüre sich bewegen und dann weiter nachgeben, bis sie allmählig aufgieng und Spalatros Gesicht sich dahinter zeigte. Ehe er ganz hereintrat, warf er einen Blick rings im Zimmer umher, als wünschte er sich von etwas zu überzeugen, ehe er sich weiter wagte. Sein Blick ruhte geistermäßig auf Ellena, die auf ihrer Madratze ausgestreckt lag.

Nachdem er sie einen Augenblick angestaunt hatte, wagte er sich mit schnellen und unglei-

chen Schritten nach dem Bette zu; sein Gesicht drückte zu gleicher Zeit Unruhe, Ungeduld und Bewußtseyn von Schuld aus. Als er ihr bis auf wenig Schritte nahe gekommen war, richtete Ellena sich auf, und er fuhr zurück, als wäre plötzlich ein Geist vor ihm vorüber gegangen. Die mehr als gewöhnliche Wildheit seiner Blicke und sein ganzes Betragen schienen ihre ganze vorige Furcht zu bestätigen, und als er sie mit rauher Stimme fragte, wie es ihr gienge? hatte sie nicht Gegenwart des Geistes genug, ihm zu antworten, daß sie sich sehr übel befände. Er betrachtete sie einige Augenbicke mit ernster und finstrer Aufmerksamkeit, und dann sagte ihr ein schlauer, forschender Blick, den er rings im Zimmer umherwarf, daß er untersuchte, ob sie würklich das Gift genommen hätte. Als er sah, daß der Topf ledig war, hob er ihn von der Erde auf und Ellena glaubte einen Schimmer von Freude über sein Gesicht gleiten zu sehn.

„Sie haben diesen Mittag nichts zu essen bekommen," sagte er; „ich hatte Sie ganz vergessen; allein das Abendessen wird bald fertig seyn und Sie können indeß am Ufer spatzieren gehn, wenn Sie Lust haben."

Ellena wurde durch diese scheinbare Gefälligkeit so sehr überrascht und in Verlegenheit gesetzt, daß sie nicht wußte, ob sie es annehmen oder ausschlagen sollte. Sie argwöhnte, daß eine Verrätherei dahinter lauerte. Das ganze

Anerbieten schien nur eine List, um sie ins Verderben zu locken und sie nahm sich vor, es abzulehnen, als sie bedachte, daß man, um einen Anschlag gegen sie auszuführen, nicht nöthig hätte, sie aus ihrem Zimmer zu locken, wo sie schon genug in der Macht ihrer Verfolger war. Ihre Lage konnte nie ärger seyn, als sie es jetzt war, und mußte bei jeder Veränderung vielmehr gewinnen.

Als sie vom Gange herunter unten durchs Haus gieng, erschien Niemand als ihr Führer, und sie wagte es zu fragen, ob die Leute, die sie hieher gebracht hatten, abgereist wären. Spalatro gab keine Antwort, sondern führte sie stillschweigend den Weg nach dem Hofe zu; sobald er mit ihr durchs Thor gekommen war, zeigte er nach Westen und sagte ihr, sie möchte den Weg dort gehen.

Ellena gieng nach dem Ufer zu, und Spalatro nicht weit hinter ihr. In Gedanken vertieft folgte sie den Krümmungen des Ufers, ohne auf die Gegenstände um sie her zu achten, bis sie am Fuße eines Felsens hingehend, ihre Augen auf die Scene richtete, die sich dahinter öffnete, und einige Hütten, wahrscheinlich die Wohnung von Fischern, in der Ferne erblickte. Sie konnte nur eben die dunkeln Seegel einiger Schiffchen erkennen, die sich um die Klippen drehten, und in den kleinen Hafen einliefen, wo das Dorf das Ufer einfaßte; allein ob sie gleich die Seegel niederlassen sah, als die Boote sich

dem Ufer näherten, waren sie doch zu weit entfernt, um Gestalten von Menschen zu erkennen. Ellenen, welche geglaubt hatte, daß keine menschliche Wohnung außer ihrem Gefängniß die wüste Einsamkeit dieser Wälder und Ufer unterbräche, flößte der Anblick dieser Hütten, so entfernt sie auch lagen, eine schwache Hoffnung und sogar einige Freude ein. Sie sah sich um, ob Spalatro ihr nahe wäre; er war schon wenige Schritte hinter ihr, und ihr Herz sank aufs neue, indem sie einen sehnsuchtsvollen Blick auf die fernen Hütten warf.

Es war ein trüber Abend und die See war dunkel und angeschwollen: auch das Geschrei der Seevögel, wenn sie sich zwischen den Wolken kräuselten und ihre hohen Nester in den Felsen suchten, schien einen nahen Sturm zu verkündigen. Ellena war nicht so ganz mit eigennützigem Leiden beschäftigt, daß sie nicht für andre noch Mitgefühl behalten hätte; und sie freute sich, daß die Fischer, deren Boote sie bemerkt hatte, dem drohenden Ungewitter entgangen und in ihren kleinen Hütten geschützt waren, wo sie, wenn die lauten Wellen sich an der Küste brachen, mit schärferm Wohlgefallen auf den geselligen Zirkel und das freundliche Feuer um sie her blicken konnten. Bald aber kehrte sie von diesen Betrachtungen wiederum zu dem Gefühl ihrer eignen verlornen und freundlosen Lage zurück.

„Ach!" sagte sie, „ich habe keine Heimath, keinen Zirkel mehr, der mir Willkommen zulächelt! Ich habe keinen Freund mehr, der mich unterstützen, befreien könnte! Ich — eine armselige Wanderin am fernen Ufer; verfolgt von den Fußtritten des Mörders, der in diesem Augenblick mit stummer Wachsamkeit sein Schlachtopfer ansieht und den Augenblick erwartet, wo er es opfern kann!"

Bei diesen Worten überfiel sie ein Schauder und sie sah sich aufs neue um, ob Spalatro ihr nahe wäre. Er war nicht zu sehn, und während sie sich verwunderte und sich zu der Möglichkeit, entfliehen zu können, Glück wünschte, sah sie einen Mönch einsam unter den dunkeln Felsen wandeln, die das Ufer überhiengen. Sein dunkles Gewand war rings um ihn gefaltet; sein Gesicht zur Erde gesenkt, und sein ganzes Aeußeres verrieth tiefes Nachdenken.

„Gewiß denkt er über heilige Gegenstände nach," sagte Ellena, die ihn mit gemischter Hoffnung und Befremdung betrachtete. „Ich darf mich ohne Furcht an einen seines Ordens wenden. Es ist gewiß eben so sehr sein Wunsch als seine Pflicht, den Unglücklichen zu unterstützen. Wie? hätte ich wohl hoffen dürfen, an einem so entlegnen Ufer einen so heiligen Beschützer zu finden! Sein Kloster kann nicht weit entfernt seyn."

Er näherte sich, das Gesicht noch immer zur Erde gesenkt, und Ellena gieng ihm langsam mit zitternden Schritten entgegen. Als er näher kam, warf er einen Blick auf sie, ohne den Kopf aufzuheben; allein sie sah seine großen Augen unter dem Schatten seiner Kapuze hervorgucken und den Obertheil seines sonderbaren Gesichts. Ihre Zuversicht in seinen Schutz begann zu sinken; sie schwankte unvermögend zu sprechen und wagte kaum, seinen Augen zu begegnen. Der Mönch gieng stillschweigend vor ihr vorüber, den untern Theil seines Gesichtes noch immer in sein Gewand gehüllt, ohne sie weder mit Neugier noch Verwundrung anzusehn.

Ellena stand still und beschloß, wenn sie etwas weiter gekommen seyn würde, dem Dorfchen zuzueilen, und sich lieber der Menschlichkeit seiner Einwohner anzuvertrauen, als das Mitleid dieses zurückstoßenden Fremden zu erflehn. Allein sie hörte sogleich einen Schritt hinter sich und sah, als sie sich umdrehte, den Mönch wieder herankommen. Er gieng an ihr vorbei wie zuvor, maaß sie aber doch mit einem schlauen und forschenden Blick aus den Winkeln seiner Augen. Sein Gesicht und Wesen waren gleich zurückstoßend, und Ellena konnte noch immer so wenig Muth fassen, ihn zum Mitleid zu bewegen, daß sie vielmehr vor ihm, als vor einem Feinde zurückschrack. Auch lag etwas Schreckliches in dem stummen Schritte

einer so riesenmäßigen Figur; es verkündigte Macht und Verrätherei zugleich. Er gieng langsam bis in einige Entfernung und verschwand zwischen den Felsen.

Ellena gieng noch einmal mit dem Vorsatz weiter, dem fernen Dorfe zuzueilen, ehe Spalatro sie bemerken konnte, über dessen sonderbare Abwesenheit sie kaum Zeit hatte, sich zu verwundern; allein sie war noch nicht weit gekommen, als sie den Mönch wieder an ihrer Seite sah. Sie fuhr zurück, und stieß beinahe einen lauten Schrei aus, während er sie mit mehr Aufmerksamkeit als zuvor betrachtete. Er stand einen Augenblick still und schien sich zu besinnen, worauf er wieder stillschweigend fortgieng. Ellenas Verlegenheit nahm immer zu; er war den Weg gegangen, den sie zu laufen sich vorgenommen hatte, und sie fürchtete beinahe eben so sehr, ihm zu folgen, als in ihr Gefängniß zurückzugehn. Er kehrte sogleich um und gieng wieder an ihr vorbei und Ellena eilte vorwärts; als sie aber voll Besorgniß, verfolgt zu werden, sich umsah, bemerkte sie ihn in einem Gespräch mit Spalatro. Sie schienen in einer Berathschlagung begriffen und giengen langsam vorwärts, bis Spalatro, da er sie so schnell fortschreiten sah, sie mit einer Stimme, die zwischen allen Klüften wiederhallte, still stehn hieß. Es war eine Stimme, die keinen Ungehorsam vertrug. Sie blickte hoffnungslos auf die noch immer fernen Hütten

und hemmte ihren Schritt. Sogleich gieng der Mönch wieder an ihr vorbei, und Spalatro war wieder verschwunden. Die gerunzelte Stirne, womit der erste jetzt Ellena betrachtete, war so schrecklich, daß sie zitternd zurückfuhr, obgleich sie nicht wußte, daß es ihr Verfolger war: denn sie hatte Schedoni nie mit ihrem Wissen gesehen. Er war unruhig und sein Blick wurde düstrer.

„Wo gehn Sie hin?“ sagte er mit einer von innrer Bewegung halb erstickten Stimme.

„Wer ist es, ehrwürdiger Herr, der mir diese Frage vorlegt?“ sagte Ellena, die sich bemühte, gefaßt zu scheinen.

„Wohin gehn Sie, und wer sind Sie?“ wiederhohlte der Mönch noch finstrer.

„Ich bin eine unglückliche Waise,“ erwiederte Ellena mit einem tiefen Seufzer: „wenn Sie, wie Ihr Kleid es verräth, ein Freund des Wohlthuns sind, so werden Sie mich mit Mitleid betrachten.“

Schedoni schwieg und sagte endlich: „wen und was fürchten Sie denn?“

„Ich fürchte sogar mein Leben,“ erwiederte Ellena zögernd. Sie sah einen dunklern Schatten über sein Gesicht gleiten. „Für Ihr Leben,“ sagte er mit anscheinender Befremdung, „wer sollte denn das wohl der Mühe werth halten, Ihnen zu nehmen?“

Ellena wurde von diesen Worten betroffen.

„Armes Insekt!“ setzte Schedoni hinzu, „wer würde dich zertreten “

Ellena gab keine Antwort — ihre Augen blieben voll Erstaunen fest auf sein Gesicht geheftet. In seiner Art, diese Worte auszusprechen, lag etwas noch seltsameres, als in den Worten selbst. Durch sein Betragen beunruhigt und durch die zunehmende Dunkelheit und stürmischen Wellen, die sich donnernd am Ufer brachen, erschreckt, wandte sie sich endlich von ihm ab und gieng wieder nach dem Dörfchen zu, das noch sehr fern lag.

Er holte sie bald ein, ergriff sie rauh beim Arm und starrte ihr ernsthaft ins Gesicht: „Wen fürchten Sie,“ fragte er, sagen Sie doch, wen?“

„Das ist mehr als ich zu sagen wage,“ erwiederte Ellena, die kaum im Stande war, sich aufrecht zu halten.

„Hah! steht es so,“ sagte der Mönch mit steigender Bewegung. Sein Gesicht nahm nun einen so schrecklichen Ausdruck an, daß Ellena ihren Arm loszumachen kämpfte, und ihn anflehte, sie nicht aufzuhalten. Er schwieg und sah sie noch immer starr an; allein seine Augen nahmen, als sie aufgehört hatte sich zu sträuben, den stieren und leeren Blick eines Menschen an, dessen Gedanken sich in sich selbst zurückgezogen haben, und der sich nicht länger der Gegenstände, die ihn umgeben, bewußt ist.

„Ich bitte Sie mich loszulassen,“ wiederholte Ellena; „es ist spät und ich bin weit von Hause entfernt.

„Das ist wahr, murmelte Schedoni, der sie noch immer beim Arm hielt und mehr seinen eignen Gedanken als ihren Reden zu antworten schien, — „das ist sehr wahr!“

„Der Abend kommt schnell heran,“ fuhr Ellena fort, „und der Sturm wird mich überfallen.“

Schedoni sann noch immer nach und murmelte dann: „der Sturm, sagen Sie? Wohl, lassen Sie ihn kommen.“

Indem er sprach, ließ er ihren Arm etwas fahren, hielt ihn aber noch immer und gieng langsam mit ihr dem Hause zu. Ellena, die sich auf solche Art gezwungen sah, mit ihm zu gehn und durch seine Blicke, seine unzusammenhängenden Antworten und seine Begleitung nach ihrem Gefängniß immer mehr beunruhigt wurde, erneuerte ihr Flehen und ihr Streben nach Freiheit und setzte mit einer Stimme des durchdringenden Schmerzens hinzu: „Ich bin weit von Hause, mein Vater; die Nacht kommt heran. Sehn Sie, wie die Felsen sich verdunkeln! Ich bin weit von Hause, und man wird auf mich warten.“

„Das ist nicht wahr,“ sagte Schedoni mit Nachdruck, „und Sie wissen, daß es nicht wahr ist.“

„Ach ja! ich weiß es," erwiederte Ellena mit Scham und Schmerz — „ich habe keine Freunde, die auf mich warten."

„Was verdienen diejenigen," fuhr der Mönch fort, „die vorsetzlich die Unwahrheit sagen; die jungen Männer betrügen und sie durch Schmeicheleien ins Verderben locken?"

„Ehrwürdiger Herr!" rief Ellena voll Erstaunen.

„Die den Frieden der Familien stören — die durch schlaue Künste die Erben edler Häuser in ihr Garn locken — die — hah, was verdienen solche?"

Von Erstaunen und Schrecken überwältigt, blieb Ellena stumm. Sie sah nunmehr, daß Schedoni, weit entfernt, sich als einen Beschützer zu zeigen, ein Werkzeug ihrer ärgsten, und wie sie geglaubt hatte, ihrer einzigen Feindin war; Furcht vor der unverzüglichen, schrecklichen Rache, die ein solcher Mensch zu vollführen geneigt schien, überwältigte ihre Sinne; sie schwankte und sank ans Ufer nieder. Sie zog im Niederfallen Schedonis Arm mit sich herab, und rief dadurch seine Aufmerksamkeit auf ihre Lage.

Er wurde bewegt, als er ihre hülflose und welke Gestalt ansah. Er verließ sie, und gieng mit kurzen und schnellen Schritten am Ufer auf und ab — er kam wieder zurück und neigte

sich über sie — sein Herz schien einer Regung von Mitleid geöffnet. Den einen Augenblick schritt er auf die See zu, nahm Wasser in die hohle Hand und sprützte es ihr ins Gesicht; den andern Augenblick schien es ihm zu gereuen; er stampfte mit plötzlicher Wuth aufs Ufer und entfernte sich schnell. Der Kampf zwischen seinem Gewissen und seiner Absicht war stark, oder vielleicht war es nur ein Kampf zwischen seinen Leidenschaften. Er, der bisher unempfindlich gegen jedes zartere Gefühl gewesen war, der von Ehrgeitz und Rachsucht beherrscht durch seine listigen Wendungen beigetragen hatte, den schändlichen Entschluß der Marquise di Vivaldi zu bestimmen; der gekommen war, ihre Absicht auszuführen — selbst er konnte die unschuldige, die verlaßne Ellena nicht ansehn, ohne, wie er es nannte, der augenblicklichen Schwäche des Mitleids nachzugeben.

Während er sich noch unvermögend fühlte, diese neue Regung durch das Aufbiethen böser Leidenschaften zu unterdrücken, verachtete er diejenige, welche ihn besiegte. „Und soll die Schwäche eines Mädchens," sagte er, „die Entschlossenheit eines Mannes überwältigen? Soll der Anblick ihrer vorübergehenden Leiden mein festes Herz entnerven und mich zwingen, die hohen Plane, die ich mir so feurig, mit solcher Anstrengung entwarf, in demselben Au-

genblick aufzugeben, wo sie auf dem Punkt standen, in Wirklichkeit überzugehen? Wache ich? ist wohl ein Funken des Feuers, das so lange in meinem Busen gelodert und meinen Frieden verzehrt hat, noch in mir lebendig? oder bin ich zahm und herabgewürdigt wie mein Schicksal! Hah, wie mein Schicksal! Soll der Stolz meiner Familie ewig den Umständen unterliegen? Diese Frage weckt ihn, und ich fühle seine ganze Kraft wieder in mir aufleben."

Er gieng mit schnellen Schritten auf Ellena zu, als fürchtete er, sein Muth würde ihn verlassen, wenn er sich noch einmal Zeit zum Nachdenken vergönnte. Er hatte einen Dolch unter seinem Mönchshabit verborgen, so wie er auch eines Mörders Herz unter seiner Kleidung verbarg. Er hatte einen Dolch, aber er fürchtete ihn zu gebrauchen — das damit verspritzte Blut könnte von den Bauern aus dem benachbarten Orte bemerkt werden und zu einer Entdeckung führen. Es wär sicherer und leichter, Ellena in ihrem bewußtlosen Zustande in die Wellen zu legen — deren Kühle sie nur ins Leben zurückrufen mußte, um sie sogleich zu ersticken.

Als er still stand, um sie aufzuheben, gebrach ihm von neuem der Muth; er sah in ihr unschuldiges Gesicht und in demselben Augenblick bewegte sie sich. Er fuhr zurück, als

hät-

hätte sie seinen Vorsatz wissen und sich dafür rächen können. Das Wasser, das er ihr ins Gesicht gesprützt, hatte sie allmählig wieder ins Leben gebracht — sie schlug die Augen auf, that bei seinem Anblick einen lauten Schrei und versuchte aufzustehn. Seine Entschlossenheit war überwältigt; — so furchtsam ist das Verbrechen in dem Augenblick selbst, wo es seine Grausamkeit ausüben will. Von Furcht niedergeworfen, und doch voll Scham und Unwillen gegen sich selbst, staunte er sie einen Augenblick stillschweigend an, zog dann plötzlich die Augen von ihr ab, und verließ sie. Ellena horchte auf seine Schritte und sah ihn zwischen die Felsen gehn, die nach dem Hause führten. Erstaunt über sein Betragen und verwundert sich allein zu sehn, strengte sie alle Kräfte an, sich so lange hinzuhalten, bis sie das Dörfchen erreichen würde, welches so lange das Ziel ihrer Hoffnung gewesen war: allein sie hatte nur wenige Schritte zurückgelegt, als Spalatro sich ihr wieder mit Schnelligkeit näherte. Ihr äußerstes Bemühen half ihr nichts — ihre schwachen Schritte wurden bald eingeholt und sie sah bald, daß sie wiederum seine Gefangne war. Der Blick, womit sie sich ihm hingab, erweckte kein Mitleid in Spalatro, der seinen hämischen Spott über ihre schnelle Flucht ausgoß, indem er sie zu ihrem Gefängniß zurückführte. Noch einmal

also betrat sie die finstern Mauern dieser unglücklichen Wohnung, um, wie sie glaubte, sie nie wieder lebendig zu verlassen — ein Gedanke, der noch mehr Wahrscheinlichkeit gewann, als sie sich erinnerte, daß der Mönch, da er sie verließ, seinen Weg dahin genommen hatte! denn ob sie gleich nicht wußte, wie sie es erklären sollte, daß er sie so lange verschont ließ, konnte sie doch nicht glauben, daß er noch länger barmherzig seyn würde. Er erschien indessen nicht wieder, als sie in ihr Zimmer gieng, wo Spalatro sie aufs neue der Einsamkeit und dem Schrecken überließ, und sie die unglückliche Thüre aufs neue hinter sich verriegeln hörte. Sobald seine Schritte nicht mehr ertönten, verbreitete sich eine Grabesstille über das ganze Haus — der tödtlichen Ruhe gleich, die zuweilen dem Schrecken eines Ungewitters vorausgeht.

Neuntes Kapitel.

I am settled and bend up
Each corporal agent to this terrible feat.

Schedoni war in einer Unruhe, welche selbst der Herrschaft seines eignen strengen Willens widerstand, vom Ufer nach dem Hause zurückgekehrt. Er begegnete unterwegens Spalatro, den er zu Ellena schickte und ihm strenge anbefahl, sich nicht eher seinem Zimmer zu nähern, bis er ihn rufen würde.

So wie er sein Zimmer erreicht hatte, verschloß er die Thüre, ohngeachtet er wohl wußte, daß Niemand außer ihm im Hause war, und Niemand erwartet wurde, als Menschen, die es nicht wagen durften, ihn zu stören. Wäre es möglich gewesen, alles Bewußtseyn seiner selbst ebenfalls aus der Thüre zu schließen, wie gerne hätte er es gethan! Er warf sich in einen Stuhl und blieb lange ohne Bewegung und in Gedanken verloren, — doch

waren die Bewegungen seiner Seele heftig und widersprechend. In demselben Augenblick, wo sein Herz ihm das Verbrechen, womit er umgieng, vorwarf, bejammerte er die Aussichten des Ehrgeitzes, die er fahren lassen mußte, wenn er es nicht vollführte, und betrachtete sich selbst mit einer gewissen Verachtung, daß er bisher unentschlossen hätte seyn können. Er las mit Befremdung in seinem eignen Charakter; denn die Umstände hatten Züge hervorgebracht, wovon er bis jetzt nichts geahndet hatte. Er wußte nicht, nach welchem System er die Inconsequenzen, und Widersprüche, die er in sich erfuhr, erklären sollte, und vielleicht war es keiner der geringsten, daß in diesen Augenblicken harter und kämpfender Leidenschaften seine Vernunft noch im Stande war, auf ihre Wirkungen zu achten und ihn zu einer kalten Untersuchung seiner eignen Natur zu leiten. Doch war die Selbstliebe schlau genug seinem Verstande zu entschlüpfen, und es blieb ihm selbst in diesem Augenblicke der Selbstprüfung und kritischen Beleuchtung verborgen, daß Stolz die Haupttriebfeder seiner Seele war. Schon bei der frühsten Entwickelung seines Charakters hatte diese Leidenschaft ihr Uebergewicht gezeigt, so oft die Gelegenheit es zuließ, und ihr Einfluß hatte einige der Hauptbegebenheiten seines Lebens herbeigeführt.

Der Graf di Marinella, denn dieses war ehemals der Titel des Beichtvaters, war der

jüngere Sohn einer alten Familie, die im Herzogthume Mayland nahe am Fuße der Tyroler Alpen auf den Gütern ihrer Vorfahren wohnte, welche die italiänischen Kriege des vorigen Jahrhunderts ihnen übrig gelassen hatten. Das Erbtheil, welches er bei seines Vaters Tode erhielt, war nicht groß, und Schedoni war nicht von der Gemüthsart, es durch Fleiß und Arbeitsamkeit zu vergrößern, oder sich der Einschränkung und Demüthigung zu unterwerfen, welche seine geringen Finanzen ihm hätten auflegen sollen. Er war nicht geneigt, an Aufwande hinter Personen zurück zu bleiben, denen er sich am Stande gleich dünkte, und den Seelenadel, welcher der Ehrgeitz der wahren Größe ist, kannte er nicht. Es war ihm genug, mit Vergnügungen und Ansehn zu prahlen, und ohne an die Folgen einer zerstreuten Lebensart zu denken, genoß er das Vergnügen des Augenblicks, bis sein erschöpftes Vermögen ihn inne zu halten und nachzudenken zwang. Er wurde zu spät für seinen Vortheil gewahr, daß es nothwendig sey, einen Theil seiner Güter zu verkaufen und sich auf die Einkünfte der übrigen zu beschränken. Unfähig, sich dieser Einschränkung, welche seine Thorheit nothwendig machte, mit guter Art zu unterwerfen, suchte er sich durch List den fernern Genuß des Wohlstandes zu verschaffen, worin er sich zu erhalten nicht Klugheit genug gehabt hatte. Doch zog er sich von den Augen seiner Nach-

barn zurück, weil er es nicht ertragen konnte, die Veränderung seiner Umstände ihrer Bemerkung auszusetzen.

Von diesem Zeitpunkt an, wußte man mehrere Jahre hindurch nichts von seinem Leben, und erst in der Spirito Santo zu Neapel entdeckte man ihn wieder als Mönch und unter dem angenommenen Namen Schedoni. Sein Gesicht und ganzes Ansehn waren so sehr verändert als seine ganze Art zu leben: seine Blicke waren finster und strenge, und der Stolz, der sonst durch die Lebhaftigkeit ihres Ausdrucks hervorblickte, zeigte sich jetzt nur unter der Hülle der Demuth, häufiger aber durch strenges Stillschweigen und barbarische Bußübungen.

Die Person, welche Schedoni entdeckte, würde ihn nicht erkannt haben, wenn nicht sein merkwürdiges Auge ihr aufgefallen wäre und eine Erinnerung erweckt hätte. Als diese Person seine Züge näher untersuchte, spürte sie eine schwache Aehnlichkeit mit dem auf, was Marinelli sonst war und redete ihn an.

Der Beichtvater stellte sich, als hätte er seinen alten Bekannten vergessen und versicherte ihm, daß er sich irre, bis der Fremde so scharf in ihn drang, daß er sich nicht länger verstellen konnte. Er gieng in sichtlicher Unruhe mit ihm bei Seite und was auch der Inhalt ihres Gesprächs gewesen seyn mochte, so preßte er ihm, ehe er das Kloster verließ, ein schreckli-

ches Gelübde ab, seine Bekanntschaft mit Schedonis Familie der Brüderschaft zu verschweigen und nie außerhalb dieser Mauern zu verrathen, daß er ihn gesehn hätte. Er hatte diese Bitte auf eine Art vorgetragen, die den Fremden überraschte und schreckte; die zu gleicher Zeit verrieth, wie sehr Schedoni eine Entdeckung fürchtete, und den Fremden vor den Folgen eines Ungehorsams zittern ließ. Den ersten Theil des Versprechens erfüllte er mit pünktlicher Strenge, ob er es mit dem andern eben so hielt, steht dahin; so viel ist gewiß, daß man nach dieser Zeit zu Neapel nie wieder etwas von ihm hörte oder sah.

Schedoni, der immer nach Auszeichnung trachtete, paßte sein Betragen den Absichten und Vorurtheilen der Gesellschaft an, bei welcher er lebte; er wurde einer der strengsten Beobachter ihrer äußern Formen und beinahe ein Wunder von Selbstverleugnung und strenger Disciplin. Die Väter des Klosters stellten ihn den jüngern Brüdern als ein großes Beispiel vor, das man jedoch mehr mit ehrfurchtsvollen Bewunderung, als mit der Hoffnung, seine erhabnen Tugenden nachzuahmen, anblickte. Allein mit diesen Lobeserhebungen war auch ihre Freundschaft für Schedoni zu Ende. Sie fanden es bequem, die Strenge zu loben, welche sie auszuüben ablehnten; es verschaffte ihnen ein Ansehn von Heiligkeit und befreite sie von der Nothwendigkeit, sie durch eigne Kreu=

zigungen des Fleisches zu ärndten: allein insgeheim fürchteten und haßten sie Schedoni wegen seines Stolzes und seiner finstern Strenge zu sehr, um seinen Ehrgeitz durch mehr als leeres Lob zu kitzeln. Er hatte mehrere Jahre in der Gesellschaft gelebt, ohne beträchtliche Beförderung zu erhalten und die Kränkung gehabt, Personen, die nie seine Strenge nachgeahmt hatten, zu hohen Ehrenstellen in der Kirche gelangen zu sehn. Zu spät entdeckte er, daß er keine wesentliche Begünstigung von der Brüderschaft zu erwarten hatte, und nun erst suchte sein rastloser und gekränkter Stolz auf andern Wegen Beförderung. Er war seit einigen Jahren Beichtvater der Marquise di Vivaldi gewesen, als die Aufführung ihres Sohnes seine Hoffnung erweckte und ihn ahnden ließ, daß er sich ihr durch seine Rathschläge nicht nur nützlich, sondern nothwendig machen könnte. Er hatte die Gewohnheit, die Charaktere derer, die um ihn waren, zu studieren, um sie zu seinen Zwecken zu nützen, und die genauere Bekanntschaft der Marquise munterte diese Hoffnungen auf. Er sah, daß sie bei starken Leidenschaften ein schwaches Urtheil besaß, und fühlte, daß sein Glück gemacht seyn würde, sobald er Gelegenheit fände, diesen Leidenschaften nützlich zu seyn.

Mit der Zeit wußte er sich so ganz in ihr Vertrauen einzuschleichen und sich ihr so nothwendig zu machen, daß er im Stande war,

ihr Bedingungen vorzuschreiben, und er ermangelte nicht, dieses mit alle der erkünstelten Delikatesse und Feinheit zu thun, die seine Lage zu erfordern schien. Eine hohe Würde in der Kirche, die längst schon vergebens seinen Ehrgeitz gereitzt hatte, wurde ihm von der Marquise versprochen, die Einfluß genug besaß, sie ihm zu verschaffen: ihre Bedingung war, daß er die Ehre ihres Hauses — wie sie mit vieler Delikatesse es nannte, — aufrecht halten sollte, und sie trug Sorge, ihm zu verstehn zu geben, daß diese nur durch Ellenas Tod gesichert werden könnte. Er war mit der Marquise einverstanden, daß der Tod dieses gefährlichen jungen Mädchens das einzige Mittel sey, diese Ehre zu retten, weil man, so lange sie lebte, alles Mögliche von Vivaldis Charakter und seiner Leidenschaft zu erwarten hätte; er würde sie gewiß an jedem Orte, wohin man sie brächte, so verborgen oder versperrt er auch seyn möchte, zu entdecken und zu befreien wissen. Wir haben schon gesehn, wie lange und mit welchem Feuer der Beichtvater darnach gestrebt hatte, sich der Marquise angenehm zu machen. Die letzte Scene war nunmehr gekommen und er stand auf dem Punkt, die barbarische That zu begehn, welche den Stolz ihres Hauses sichern und zugleich seinen Ehrgeitz und Durst nach Rache befriedigen sollte — als eine neue und ihm fremde Regung seinen Arm zurückhielt und seinen Entschluß

zum Wanken brachte. Allein diese Regung war nur vorübergehend; sie verschwand beinahe mit dem Gegenstande, der sie erweckt hatte, und er fand jezt in der Stille und Einsamkeit seines Zimmers Muse genug, seine Gedanken zu sammeln, seine Plane aufs neue zu mustern, seinen Entschluß neu zu beleben und sich über das Mitleid zu verwundern, das ihn beinahe von seinem Zweck abgeleitet hätte. Die herrschende Leidenschaft seiner Natur brach noch einmal mit aller Gewalt wieder hervor, und er war fest entschlossen, die Ehre zu ärndten, welche die Marquise für ihn bereit hielt.

Nach reiflicher Ueberlegung beschloß er, daß Ellena diese Nacht im Schlafe ermordet und nachher durch einen Gang fortgeschafft werden sollte, der vom Hause zur See führte, in welche man den Körper werfen und mit ihrer traurigen Geschichte in den Wellen begraben wollte. Er hätte um sein selbst willen gerne die Gefahr vermieden, Blut zu vergießen; allein er hatte zu viel Ursache zu vermuthen, daß sie eine Vergiftung argwöhnte, um einen zweiten Versuch der Art zu wagen; er fühlte aufs neue Unwillen über sich selbst, daß er einem augenblicklichen Mitleid nachgegeben und dadurch die Gelegenheit verloren hatte, sie ohne Widerstand in die Fluth zu stürzen.

Spalatro war ein ehmaliger Vertrauter des Beichtvaters, der aus Erfahrung nur zu gut wußte, daß man ihm trauen konnte, und ihn

daher aufgebothen hatte, ihm bei dieser Gelegenheit beizustehen. Den Händen dieses Menschen vertraute er das Schicksal der unglücklichen Ellena, weil er selbst einen Abscheu hatte, die schreckliche That, die sein Werk war, zu vollführen, und durch diesen Schritt Spalatro tiefer in der Schuld zu verstricken und sein Geheimniß noch sichrer zu stellen glaubte.

Die Nacht war schon weit herangerückt, ehe Schedoni seinen letzten Entschluß gefaßt hatte, und Spalatro herbei rief, um ihn in seinem Geschäft zu unterrichten. Er verriegelte die Thüre hinter ihm, als vergäße er, daß sie beide die einzigen Personen im Hause waren, die arme Ellena ausgenommen, die, ohne zu ahnden, was gegen sie verschworen wurde, und mit ermüdeten Lebensgeistern, friedlich auf ihrer Madratze schlief. Schedoni schlich leise von der verriegelten Thüre fort, winkte Spalatro näher zu treten und sprach mit so leiser Stimme, als fürchtete er behorcht zu werden: „Hast du nicht gehört, ob sich etwas in ihrem Zimmer rührt? Denkst du, daß sie schläft?"

„Seit dieser letzten Stunde wenigstens hat sich Niemand gerührt," erwiederte Spalatro: „ich habe bis diesen Augenblick im Gange gelauert und müßte es gehört haben, wenn sie sich bewegt hätte: der alte Fußboden wird von jedem Schritt erschüttert."

„So höre mich denn, Spalatro," sagte der Beichtvater. „Ich habe dich geprüft und

treu befunden, sonst würde ich mich dir in einem solchen Geschäft, wie dieses, nicht anvertraut haben. Besinne dich wohl auf alles, was ich dir diesen Morgen sagte, und sey behende und entschlossen, wie ich dich immer gefunden habe."

Spalatro hörte mit düstrer Aufmerksamkeit zu, und der Mönch fuhr fort: „Es ist spät, gehe in ihr Zimmer und überzeuge dich, daß sie schläft. Nimm dies — setzte er hinzu — und dieses —" er gab ihm einen Dolch und einen großen Mantel — „du weißt, was du damit machen sollst."

Er hielt inne und heftete seinen durchdringenden Blick auf Spalatro, der den Dolch stillschweigend in die Höhe hielt, den Grif untersuchte und mit einem leeren Blick, als wäre er sich nicht bewußt, was er thäte, darauf hinstarrte.

„Du weißt, was du zu thun hast," erwiederte Schedoni gebietherisch; „eile, die Zeit verläuft und ich muß mich in aller Frühe davon machen."

Der Mann gab keine Antwort.

„Der Morgen dämmert bereits," sagte der Beichtvater noch dringender. „Schwankst du, zitterst du? Kenne ich dich nicht mehr?"

Spalatro steckte den Dolch in den Busen, ohne zu sprechen, warf den Mantel über den Arm und gieng mit zögerndem Schritt nach der Thüre.

„Eil doch!“ wiederholte der Beichtvater, warum zögerst du?“

„Ich kann nicht sagen, daß mir dies Geschäft gefällt, Signor,“ sagte Spalatro mürsch. „Ich weiß nicht, warum ich immer ie Hauptsache thun und doch am schlechtesten ezahlt werden soll?“

„Du eigennütziger Schurke,“ rief Schedoi; „du bist also noch nicht zufrieden?“

„Nicht mehr Schurke, Signor, als Sie bst,“ erwiederte der Mann, und warf den Mantel von sich; „ich verrichte nur Ihr Geschäft, und Sie verdienen eigennützig zu heißen, enn Sie möchten gern alle Belohnung nehmen nd ich wollte nur, was einem armen Mann ukömmt. Bringt die Sache Ihnen größern Vortheil oder mir?“

„Stille!“ sagte Schedoni. „Hüte dich, mir solche Beleidigungen noch einmal zu sagen: Bildest du dir ein, daß ich mich verkauft habe? Ich will, daß sie sterben soll, das ist genug; und was dich betrifft, so ist dir ja der Lohn, den du fodertest, gewährt.“

„Es ist zu gering,“ erwiederte Spalatro, „und zudem gefällt mir die Sache nicht. — Was hat sie mir zu Leide gethan?“

„Seit wann fällt es dir denn ein, den Moralisten zu spielen,“ erwiederte der Beichtvater, „und wie lange sollen diese feigen Bedenklichkeiten dauern? Dies ist nicht das Erstemal, daß ich dich brauche, und was hat es

dir denn geschadet! Du vergissest, daß ich dich kenne; du vergissest das Vergangne."

„Nein, Signor, ich erinnere mich dessen nur zu gut; ich wollte, daß ich es vergessen könnte; allein mein Gedächtniß ist nur zu getreu — ich habe seitdem keine Ruhe gekannt. Die blutige Hand steht immer vor mir! und oft des Nachts, wenn die See brüllt und der Sturm das Haus erschüttert; sind sie gekommen, ganz blutig wie ich sie verließ, und haben sich vor mein Bette gestellt: dann bin ich aufgestanden und ans Ufer gerannt, um Sicherheit zu finden!"

„Still!" erwiederte der Beichtvater; „wozu soll diese wahnsinnige Furcht dienen? wohin sollen diese mit Blut gemahlten Träumereien führen? Ich glaubte mit einem Manne zu sprechen; allein ich finde, daß es nur ein Knabe ist, dem Ammenträume im Kopfe spucken. Doch ich verstehe dich — du — du sollst befriedigt werden."

Schedoni verstand diesen Mann doch einmal unrecht, wenn er nicht glauben konnte, daß es ihm wirklich zuwider wäre, auszuführen, was er unternommen hatte. Ob Ellenas Schönheit und Unschuld sein Herz gerührt hatten, oder ob sein Gewissen ihn wegen seiner vorigen Thaten quälte, genug, er beharrte auf der Weigerung, sie zu ermorden. Sein Gewissen oder sein Mitleid war indeß von ganz besondrer Art: denn ob er sich gleich weigerte, die That selbst

zu begehn, willigte er doch ein, am Fuße einer schwarzen Wendeltreppe, die an Ellenas Zimmer stieß, zu warten, während Schedoni seinen Vorsatz ausführte, und nachher den Körper ans Ufer tragen zu helfen: „Das ist ein Vergleich zwischen Gewissen und Schuld, der eines Teufels würdig ist," murmelte Schedoni, der zu vergessen schien, daß er kaum vor einer Stunde denselben Vergleich mit sich gemacht hatte; und dessen außerordentliche Abneigung, in diesem Augenblicke selbst mit eigner Hand zu begehn, was er willig für einen Andern bestimmt hatte, ihn an diesen Vergleich des Lasters und des Gewissens hätte erinnern sollen.

Von dem unmittelbaren Handwerk eines Scharfrichters erlöst, ertrug Spalatro stillschweigend den Unwillen des Beichtvaters, der ihn bat, sich zu erinnern, daß, ob er gleich jetzt vor der thätigen Ausführung dieses Geschäftes zurückschräke, er doch nicht immer bei Diensten ähnlicher Art eine gleiche Gewissenhaftigkeit gezeigt hätte; und daß nicht nur sein Unterhalt, sondern sein Leben selbst in des Beichtvaters Händen stände. Spalatro gestand es ein, daß es so wäre, und Schedoni kannte die Lage dieses Bösewichtes zu gut, um eine Verrätherei von ihm zu fürchten.

„So gieb mir denn den Dolch," sagte der Beichtvater nach einer langen Pause; „nimm den Mantel und folge mir an die Treppe. Laß sehn, ob deine Tapferkeit dich so weit führen wird."

Spalatro gab den Dolch hin und warf den Mantel wieder über den Arm. Der Beichtvater stand an der Thüre still und rief erschrokken, als er sie öffnen wollte: „sie ist befestigt — es muß Jemand ins Haus gekommen seyn, die Thüre ist zu!“

„Das kann wohl seyn, Signor,“ erwiederte Spalatro ruhig: „denn ich sah, daß Sie selbst sie verriegelten, als ich ins Zimmer kam.“

„Es ist wahr,“ sagte Schedoni, der wieder zu sich selbst kam; „es ist wahr!“

Er öffnete sie und gieng längs den stillen Gängen nach der geheimen Treppe; oft stand er still, um zu horchen, und dann schritt er wieder leise fort. Der schreckliche Schedoni fürchtete in diesem Augenblick des selbstbewußten Verbrechens sogar die schwache Ellena. Am Füße der Treppe stand er aufs neue still, um zu lauschen. „Hörst du etwas?“ sagte er flüsternd.

Ich höre nur die See,“ erwiederte Spalatro.

„Still! es ist etwas mehr,“ sagte Schedoni — „es ist das Murmeln von Stimmen!“

Sie schwiegen. — Nach einer langen Pause sagte Spalatro spöttisch: „es ist vielleicht die Stimme der Geister, wovon ich Ihnen sagte, Signor.“ —

„Gieb mir den Dolch,“ rief Schedoni.

Statt

Statt zu gehorchen, ergriff Spalatro den Beichtvater beim Arm, der, als er ihn befremdet ansah, noch mehr erschrak; da er die Blässe und das Entsetzen auf seinem Gesicht bemerkte. Seine starren Augen schienen einen Gegenstand durch den Gang hin zu verfolgen, und Schedoni, der mit ihm zu fühlen anfieng, sah auf, um zu entdecken, was dieses Schrecken verursachte, konnte aber nichts wahrnehmen. „Was fürchtest du denn?“ sagte er endlich.

Spalatros Augen bewegten sich noch immer voll Entsetzen. „Seht Ihr nichts?“ sagte er, mit dem Finger zeigend. Schedoni blickte wieder auf, erkannte aber keinen Gegenstand in dem fernen Dunkel des Ganges, wohin Spalatros Blick jetzt gerichtet war.

„Komm, komm,“ sagte er, über seine eigne Schwäche beschämt; „dieß ist nicht der Augenblick zu solchen Grillen. Erwache aus diesem leeren Traum.“

Spalatro zog seine Augen zurück; allein sie behielten alle ihre Wildheit. „Es war kein Traum,“ sagte er mit der Stimme eines Mannes, der von Schmerz erschöpft, wieder etwas freier zu athmen anfängt. „Ich sah es so deutlich, als ich Sie jetzt sehe.“

„Du Träumer, was sahest du denn,“ erwiederte der Beichtvater.

„Es kam mir in einem Augenblick vor die Augen und zeigte sich deutlich und ausgebreitet.“

„Was zeigte sich?" wiederholte Schedoni.

„Und dann winkte es, ja es winkte mir mit dem Blut befleckten Finger! und glitt, immer winkend, den Gang hinab, bis es sich im Dunkeln verlor."

„Das ist wahrer Wahnsinn," sagte Schedoni in äußerster Unruhe. „Nimm dich zusammen und sey ein Mann!"

„Wahnsinn! Wollte Gott! es wäre es, Signor. Ich sah die schreckliche Hand; ich sehe sie jetzt — dort ist sie wieder! — dort! —"

Schedoni, erschrocken, verwirrt und von Spalatros seltsamer Bewegung mit ergriffen, sah wieder auf und erwartete einen schrecklichen Gegenstand zu erblicken; allein er konnte noch immer nichts entdecken und erholte sich bald genug, um die Grillen dieses vom Gewissen getroffnen Bösewichts zu bekämpfen. Allein Spalatro war unempfindlich gegen alle seine Gründe und der Beichtvater, welcher fürchtete, daß seine Stimme, so schwach und erstickt sie auch war, Ellena aufwecken könnte, suchte ihn von dem Orte, wo sie standen, weg, in das Zimmer, welches sie verlassen hatten, zu bringen.

„Der ganze Reichthum von San Loretto würde mich nicht vermögen, diesen Weg zu gehn, Signor," erwiederte er schaudernd — „das war der Weg, den es winkte, es verschwand auf dem Wege!"

Jede andre Bewegung wich nun bei Sche-

doni der Besorgniß, daß Ellena, wenn sie erwachte, sein Geschäft durch ihr Sträuben noch mehr erschweren würde, und seine Verlegenheit stieg mit jedem Augenblicke; denn weder Befehle, noch Drohungen oder Bitten konnten Spalatro bewegen fortzugehn, bis der Mönch sich glücklicherweise auf eine Thüre über der Treppe besann, die sie durch einen andern Weg nach der entgegengesetzten Seite des Hauses führen würde. Spalatro bequemte sich, ihm zu folgen; Schedoni schloß eine Reihe Zimmer auf, von welchen er immer die Schlüssel verwahrt hatte, und sie giengen schweigend durch eine Reihe öder Zimmer, bis sie das eine erreichten, das sie kürzlich verlassen hatten.

Hier, von seiner Angst wegen Ellenens befreit, redete der Beichtvater freier mit Spalatro; allein weder Gründe noch Drohungen richteten etwas aus, und er beharrte auf seiner Weigerung nach der Treppe zurückzukehren, ohngeachtet er zu gleicher Zeit betheuerte, daß er in keinem Winkel des Hauses allein bleiben möchte, bis der Wein, womit der Beichtvater ihn reichlich versorgte, die Schreckbilder seiner Einbildungskraft zu überwinden begann. Endlich wurde sein Muth so weit wieder belebt, daß er einwilligte, seinen Platz wieder einzunehmen, und am Fuße der Treppe die Vollführung von Schedonis schrecklichen Geschäft abzuwarten. Mit dieser Verabredung kehrten sie durch denselben Weg, den sie kurz vorher

gekommen waren, dahin zurück. Der Wein, wodurch auch Schedoni seinen eignen Entschluß zu stärken nothwendig gefunden hatte, schützte ihn nicht vor einer gewaltsamen Bewegung, als er sich aufs neue neben Ellena befand: er that sich Gewalt an, sein Gefühl zu überwinden, als er Spalatros Dolch begehrte.

„Sie haben ihn schon, Signor,“ erwiederte der Mann.

„Es ist wahr,“ sagte der Mönch; „steige leise herauf, sonst möchten deine Schritte sie aufwecken.“

„Sie wollten ja, daß ich am Fuße der Treppe warten sollte, während Sie Signor —“

„Gut! gut! gut!“ murmelte der Beichtvater, und war schon einige Stuffen hinauf gestiegen, als sein Begleiter ihn still stehn hieß. „Sie gehn im Finstern, Signor, Sie haben die Lampe vergessen — Hier ist eine andre.“

Schedoni ergriff sie mit Heftigkeit, ohne zu sprechen, und wollte weiter gehn, als er sich besann und noch einmal still stand: „Der Schimmer wird sie beunruhigen, dachte er, es ist besser im Finstern zu gehn. — Doch —“ Er bedachte, daß er ohne Licht den Streich nicht mit Zuverläßigkeit würde führen können, und behielt die Lampe; doch kam er noch einmal zurück, um Spalatro aufzutragen, sich nicht von der Stelle zu rühren, bis er rief, um auf den ersten Wink ins Zimmer herauf zu kommen.

„Ich will Ihnen gehorchen, Signor, wenn

Sie mir Ihrer Seits versprechen, das Signal nicht eher zu geben, bis alles vorbei ist."

„Ich verspreche es," erwiederte Schedoni. — „Nichts weiter!" Er stieg wieder hinauf und stand nicht eher still, bis er Ellenas Thüre erreichte, wo er nach einem Laute horchte; allein alles war still, als wenn der Tod bereits in dem Zimmer herrschte. Diese Thüre war so lange nicht gebraucht, daß sie schwer zu öffnen war; unter andern Umständen würde sie ohne Geräusch nachgegeben haben, allein jetzt fürchtete Schedoni ein Geräusch von jedem Versuch, den er machte, sie zu bewegen. Nach einigem Bemühen gab sie indeß doch nach, und er schloß aus der Stille, die im Zimmer herrschte, daß er Ellena nicht gestört hatte. Er beschattete die Lampe einen Augenblick mit der Thüre, während er einen forschenden Blick ins Zimmer warf, und als er sich weiter wagte, hielt er einen Theil seines dunkeln Gewandes vor das Licht, um zu verhindern, daß die Strahlen sich nicht durchs Zimmer verbreiteten.

Als er sich dem Bette näherte, sagte ihm ihr leiser Athemzug, daß sie noch schliefe und er befand sich sogleich an ihrer Seite. Sie lag in tiefem, friedlichem Schlummer, und schien sich, vom Schmerz ermattet, auf ihre Madratze geworfen zu haben: denn obgleich der Schlaf schwer auf ihren Augen lag, waren doch ihre Augenlieder noch feucht von Thränen.

Während Schedoni einen Augenblick ih unschuldiges Gesicht anstaunte, schlich sich ein schwaches Lächeln darüber hin. Er trat zurück. „Sie lächelt ihren Mörder an," sagte er schaudernd, „ich muß eilen."

Er suchte nach dem Dolche und es dauerte einige Zeit, ehe seine zitternde Hand ihn aus den Falten seines Gewandes losmachen konnte — als er ihn endlich hatte, trat er wieder näher, bereit den Streich zu führen. Ihr Kleid war ihm im Wege — er fürchtete, daß es den Streich aufhalten würde und bückte sich, um zu untersuchen, ob er es bei Seite schieben könnte, ohne sie aufzuwecken. So wie das Licht ihr ins Gesicht schien, sah er, daß das Lächeln verschwunden war — die Bilder ihres Traums hatten sich verändert: Thränen schlichen sich unter ihren Augenwimpern hervor und auf ihren Zügen zuckte ein Krampf. Sie sprach! Schedoni, besorgt, daß das Licht sie beunruhigt hätte, zog sich schnell zurück, und aufs neue unentschlossen, beschattete er die Lampe und verbarg sich lauschend hinter dem Vorhang. Allein ihre Worte waren in sich gekehrt und undeutlich und überzeugten ihn, daß sie noch schlummerte.

Seine Unruhe, und sein Widerstreben, den Streich zu führen, wuchs mit jedem Augenblick des Zögerns, und so oft er sich anschickte, ihr den Dolch in den Busen zu stoßen, riß ihn ein Schauder zurück. Erstaunt über seine eignen

Gefühle und unwillig über das, was er feige Schwäche nannte, fand er es nothwendig, sich selbst Vorstellungen zu machen, und seine schnellen Gedanken sagten: „Bin ich nicht von der Nothwendigkeit dieser Handlung überzeugt? Hängt nicht alles, was mir theurer ist als das Daseyn, hängt nicht meine ganze Wichtigkeit von der Ausführung ab? Wird sie nicht auch von dem jungen Vivaldi geliebt? Habe ich die Kirche Spirito Santo schon vergessen?" Dieser Gedanke belebte ihn wieder; die Rache stählte seinen Arm; er schob das Gewand von ihrer Brust zurück und richtete sich noch einmal in die Höhe, um den Streich zu fällen: als er sie aber einen Augenblick angesehn hatte, schien ein neues Entsetzen seinen ganzen Körper zu ergreifen, und er stand einige Augenblicke bleich und ohne Bewegung wie eine Bildsäule. Sein Athem war kurz und schwer; kalte Tropfen standen auf seiner Stirne, und alle seine Fähigkeiten schienen vernichtet. Als er wieder zu sich selbst kam, bückte er sich, um das Miniaturgemählde noch einmal zu untersuchen, welches ihn in solche Bewegung gesetzt hatte, und welches vorher unter dem Kleide, das er zurückschob, verborgen lag. Die schreckliche Gewißheit war beinahe bestätigt, er vergaß über seiner Ungeduld, die Wahrheit zu wissen, wie unbesonnen es sey, sich Ellenen um diese Stunde in der Nacht und mit einem Dolche zu seinen Füßen zu entdecken, und rief laut: „Erwache!

erwache! Sage, wie heißest du? Sprich, sprich geschwind!"

Ellena, durch eines Mannes Stimme aufgeweckt, fuhr von ihrer Madratze auf; als sie Schedoni und bei dem bleichen Schimmer der Lampe sein geistermäßiges Gesicht wahrnahm, schrie sie und sank auf das Kissen zurück; doch behielt sie ihr Bewußtseyn, und da sie glaubte, daß er käme, um sie zu ermorden, bot sie ihre Kräfte auf, um sein Mitleid zu erflehn. Die Gewalt ihrer Empfindungen setzte sie in Stand aufzustehn und sich zu seinen Füßen zu werfen. „Haben Sie Barmherzigkeit, Vater, Barmherzigkeit!" rief sie mit zitternder Stimme.

„Vater," unterbrach sie Schedoni mit Feuer — und dann sich zurückhaltend, setzte er mit ungekünstelter Verwundrung hinzu: „warum sind Sie so erschrocken?" denn er hatte in neuen Regungen und Gefühlen alles Bewußtseyn seiner übeln Absichten und seiner seltsamen Lage verloren. „Was fürchten Sie?" wiederholte er.

„Erbarmen Sie sich meiner, ehrwürdiger Vater," rief Ellena in schrecklicher Angst.

„Warum sagen Sie mir nicht, wessen Gemählde dies ist?" fragte er und vergaß, daß er diese Frage noch nicht an sie gethan hatte.

„Wessen Gemählde ist dieß?" wiederholte der Beichtvater mit lauter Stimme.

„Wessen Gemählde?" — sagte Ellena mit äußerster Verwundrung.

„Ja, wie kamen Sie dazu? — Geschwind — wessen Bild ist dies?"

„Warum verlangen Sie das zu wissen?" sagte Ellena.

„Beantworten Sie meine Frage," wiederholte Schedoni mit zunehmendem Ernst.

„Ich kann mich nicht davon trennen, ehrwürdiger Herr," rief Ellena und drückte es an ihren Busen. „Sie verlangen doch nicht, daß ich mich davon trennen soll?"

„Ist es unmöglich, eine Antwort auf meine Frage zu erhalten," sagte er mit äußerster Bewegung, und wandte sich von ihr. „Hat die Furcht Sie ganz betäubt!" Er gieng wieder auf sie zu, faßte sie um den Leib und wiederholte die Frage mit einem Tone der Verzweiflung.

„Ach! er ist todt! sonst würde es mir nicht an einem Beschützer fehlen," antwortete Ellena, die sich von ihm losmachte, und in Thränen ausbrach!

„Sie suchen Ausflüchte," sagte Schedoni mit einem schrecklichen Blick; „ich verlange noch einmal eine Antwort — wessen Gemählde?"

Ellena hob es auf, starrte es einen Augenblick an und sagte, es an ihre Lippen drückend: „Dies war mein Vater!"

„Ihr Vater!“ wiederholte er mit in sich gekehrter Stimme. „Ihr Vater!“ und wandte sich schaudernd hinweg.

Ellena sah ihn mit Verwundrung an. „Ich habe nie eines Vaters Sorgfalt gekannt,“ sagte sie, „auch habe ich bis seit kurzem sie nie entbehrt. — Aber jetzt! —“

„Sein Name?“ unterbrach der Beichtvater.

„Aber jetzt,“ fuhr Ellena fort. „Wenn Sie nicht als Vater gegen mich handeln, von wem kann ich denn Schutz erwarten?“

„Sein Name?“ wiederholte Schedoni mit stärkerm Nachdruck.

„Er ist heilig,“ antwortete Ellena, „denn er war unglücklich!“

„Sein Name?“ fragte der Beichtvater wüthend.

„Ich habe versprochen, ihn zu verschweigen.“

„Bei Ihrem Leben, ich fordre Sie auf, ihn zu sagen; bedenken Sie wohl, bei Ihrem Leben!

Ellena zitterte, schwieg und flehte ihn mit beweglichen Blicken, von dieser Frage abzustehn; allein er drang noch gewaltsamer in sie. „Nun dann,“ sagte sie — „sein Name war Marinella.“

Schedoni ächzte laut und wandte sich hinweg; in wenig Sekunden aber kehrte er, die Empfindung, die seine ganze Gestalt erschütterte, wieder bekämpfend, zu Ellena zurück,

nd hob sie von ihren Knieen auf, denn sie
oar zur Erde gesunken, um sein Mitleid zu
:flehn.

„Der Ort seines Aufenthalts?“ sagte der
Nönch.

„War weit von hier,“ antwortete sie; al=
:in er foderte eine unzweideutige Antwort und
e.ertheilte sie widerstrebend.

Schedoni wandte sich ab, wie zuvor, stieß
ngstliche Seufzer aus und schritt, ohne zu
orechen, im Zimmer auf und ab, während El=
:na ihrer Seits nach der Ursache seiner Fra=
en und der Bewegung fragte, worin sie ihn
ah. Er schien auf ihre Reden gar nicht zu
chten; ganz in seinen Gefühlen verloren, be=
bachtete er ein unverbrüchliches Stillschweigen,
nd gieng mit abgemeßnen Schritten, das Ge=
cht halb von seiner Kapuze beschattet und zur
:rde gesenkt, im Zimmer auf und ab.

Ellenas Furcht machte dem Erstaunen Platz,
nd diese Bewegung stieg, als Schedoni sich
äherte, und sie Thränen in seinen fest auf sie
ehefteten Augen aufsteigen und sein Gesicht
on der wilden Unruhe, die darauf gewühlt
atte, zu einem sanftern Ausdruck übergehn
ah. Er war noch immer unvermögend zu spre=
:en. Endlich gab er seinem vollen Herzen nach,
nd Schedoni, der strenge Schedoni weinte und
:ufzte. Er setzte sich auf die Madratze neben
:llena, ergriff sie bei der Hand, die sie er=
chrocken zurückziehn wollte, und sagte, sobald

er über seine Stimme Herr ward: „Unglückliches Kind! sieh deinen noch unglücklichern Vater!“ Bei diesen Worten wurde seine Stimme von Schluchzen überwältigt, und er zog die Kapuze ganz übers Gesicht.

„Mein Vater!“ — rief Ellena voll Erstaunen und Zweifel — „mein Vater!“ und heftete ihre Augen auf ihn. Er antwortete nicht; als er aber den Augenblick darauf den Kopf in die Höhe hob, sagte der schuldbewußte Schedoni: „warum diese Blicke voll Vorwürfe!“

„Vorwürfe gegen Sie, gegen meinen Vater!“ wiederholte Ellena mit einer in Zärtlichkeit übergehenden Stimme; „warum sollte ich meinem Vater Vorwürfe machen?“

„Warum?“ rief Schedoni, von seinem Sitze auffahrend, „Großer Gott!“

Indem er aufstand, strauchelte er über den Dolch zu seinen Füssen — in diesem Augenblicke war es, als träfe er ihn selbst ins Herz. Er schob ihn schnell zurück. Ellena hatte den Dolch nicht bemerkt; allein sie bemerkte seine arbeitende Brust, seine wilden Blicke und schnellen Schritt, als er im Zimmer auf und ab lief, und fragte ihn mit dem süßesten Tone des Mitleids und Blicken ängstlicher Bekümmerniß, „was ihn so quälte, und ob sie nicht sein Leiden lindern könnte?“ Es schien sich mit jedem Wunsche zu vergrößern, den sie äußerte, es zu lindern: einen Augenblick stand er still, um sie

zustaunen, den andern verließ er sie mit
hnsinnigem Zusammenfahren.

„Warum sehn Sie mich so mitleidig an,
in Vater," sagte Ellena, „warum sind Sie
unglücklich? Sagen Sie es mir, damit ich
e trösten kann."

Diese Aufföderung erneuerte alle Heftigkeit
s Schmerzens und der Gewissensvorwürfe; er
ückte sie an seinen Busen und benetzte ihre
ange mit seinen Thränen. Ellena weinte,
i weinen zu sehn, bis endlich Zweifel sie beruhigten. Worin auch die Beweise bestehen
ochten, die Schedoni von der Verwandtschaft
ischen ihnen überzeugt hatten, so hatte er sie
: doch nicht erläutert, und so stark auch die
:redsamkeit der Natur war, welche sie mit
sah; war es doch nicht genug, ein gänzli-
:s Vertrauen in seine Aeußerung zu rechtfer-
zen, oder sie ohne Zittern seine Liebkosungen
nehmen zu lassen. Sie fuhr zurück und suchte
sich loszumachen, als er sie sogleich verstand
id sagte: „Kannst du an der Ursache dieser
ewegung, an diesen Zeichen väterlicher Liebe
:eifeln?"

„Habe ich nicht Ursache zu zweifeln," ant-
ortete Ellena furchtsam, „da ich sie vorher
och nie erfuhr?"

Er zog seine Arme zurück, heftete seine
licke mit ernstern Ausdruck auf sie und be-
achtete sie einige Augenblicke mit ausdrucks-
ollem Stillschweigen: „Arme Unschuldige,"

sagte er endlich, „du weißt nicht, wie viel in deinen Worten liegt! Es ist nur zu wahr, du hast bis jetzt nie eines Vaters Zärtlichkeit gekannt!“

Sein Gesicht verfinsterte sich, wie er sprach; und er stand aufs neue von seinem Stuhle auf. Ellena, voll Erstaunen, voll Schrecken und von mannigfaltigen Regungen hin und her getrieben, hatte nicht die Kraft, ihm irgend eine Frage vorzulegen; allein sie nahm ihre Zuflucht zu dem Gemählde und bemühte sich ihre Zweifel dadurch aufzuklären, daß sie eine Aehnlichkeit zwischen diesen Zügen und Schedoni aufzuspüren suchte. Beide Gesichter waren eben so verschieden an Ausdruck als an Jahren. Das Miniaturgemählde stellte einen beinahe schönen jungen Mann von froher und lächelnder Gesichtsbildung dar; doch verrieth das Lächeln mehr Frohlocken als Sanftheit und in seiner ganzen Miene lag ein Bewußtseyn von Uebergewicht, das an Stolz gränzte.

Schedoni im Gegentheil, an Jahren vorgerückt, hatte eine strenge Physiognomie, auf welcher das Nachdenken nicht weniger als die Zeit tiefe Furchen gezogen hatten, und die durch das gewohnte Nachhängen finstrer Leidenschaften verdüstert war. Er sah aus, als hätte er nie gelächelt, seit das Gemählde gezeichnet war, und es schien, als wenn der Mahler, Schedonis künftige Stimmung im Geiste vorausgesehn und dies Lächeln ergriffen und dem

Gemählde einverleibt hätte, um in der Folge zu beweisen, daß einst Heiterkeit um seine Züge gespielt hatte.

So verschieden auch der Ausdruck auf Schedonis ehemaligem Gesicht und seinem jetzigen war, so lag doch derselbe Ausdruck von hoffärtigem Stolze auf beiden; Ellena spürte auch eine gewisse Aehnlichkeit in dem kühnen Umriß der Züge auf, die aber doch nicht hinreichte, sie ohne weitern Beweis zu überzeugen, daß beide einer Person gehörten, und daß der Beichtvater jemals der junge Kavalier auf dem Portrait gewesen sey. Im ersten Aufruhr ihrer Gedanken hatte sie nicht Muse darüber nachzudenken, wie sonderbar es sey, daß Schedoni sie in dieser tiefen Stunde der Nacht besuche, oder andre als sehr unbestimmte Fragen über die Richtigkeit ihrer Verwandtschaft mit ihm zu thun. Jetzt aber, da sie sich etwas gesammlet hatte, und da seine Blicke weniger schrecklich waren, wagte sie es, eine vollständigere Erläuterung dieser Umstämde und die Gründe zu seiner letzten sonderbaren Behauptung zu fodern. „Es ist weit nach Mitternacht, mein Vater," sagte Ellena, „Sie können also leicht denken, wie sehr mir daran liegt zu wissen, was Sie in dieser einsamen Stunde in mein Zimmer führte?"

Schedoni gab keine Antwort.

„Kamen Sie, um mich vor einer Gefahr zu warnen?" fuhr sie fort; „hatten Sie Spa-

latros grausames Vorhaben entdeckt? Ach! als ich diesen Abend am Ufer Sie um Mitleid ...te, dachten Sie wohl nicht, welche Gefahr... mich umgaben, sonst würden Sie —"

„Gewiß" — unterbrach er sie eilfertig — „aber erwähne diese Sache nicht mehr. Warum willst du durchaus immer darauf zurückkommen?"

Seine Worte befremdeten Ellena, die bis jetzt nicht einmal von fern diesen Gegenstand berührt hatte; allein die zurückkehrende Wildheit seines Blicks machte sie so furchtsam, daß sie es nicht einmal wagte, ihn auf seinen Irrthum aufmerksam zu machen.

Es erfolgte eine andre lange Pause, während welcher Schedoni fortfuhr, im Zimmer auf- und abzugehen. Oft stand er einen Augenblick still, heftete seine Augen mit einem Ausdruck, der an Wahnsinn zu gränzen schien, auf Ellena, zog dann finster seine Blicke ab und seufzte schwer, indem er sich nach einem fernen Winkel des Zimmers wandte. Sie hingegen, voll Erstaunen über sein Betragen, und voll Unruhe über ihre eigne Lage, fürchtete sich ihn durch Fragen zu beleidigen, und suchte doch Muth zu fassen, ihn um die Erklärung zu bitten, die für ihre Ruhe so nothwendig war. Endlich fragte sie ihn, ob sie es wagen dürfte, an diese für sie so überraschende Entdeckung zu glauben, und ihn zu erinnern, daß er ihr seine

Grün-

Gründe, sie als wahr anzunehmen, noch nicht entdeckt hätte.

Die Gefühle des Beichtvaters sprachen eine beredte Antwort, und als sie ihm endlich erlaubten, zusammenhängend zu reden, erwähnte er einiger Umstände von Ellenas Familie, die wenigstens eine sehr vertraute Bekanntschaft voraussetzten und worunter manches war, wovon sie geglaubt hatte, daß außer ihr und ihrer Tante Niemand darum wüßte.

Allein diese Augenblicke waren zu voll von Gewissensbissen, Schrecknissen und den ersten schmerzhaften Regungen väterlicher Zärtlichkeit, als daß er eine lange Unterredung hätte aushalten können: seine Seele bedurfte tiefer Einsamkeit. Er sehnte sich nach einem Orte, wo kein Auge seine Bewegungen zurückhielt, oder die überströmende Angst seines Herzens beobachtete. Sobald er sich davon, daß Ellena in der That sein Kind sey, hinlänglich überzeugt und sie versichert hatte, daß sie den folgenden Tag aus diesem Hause weg und wieder nach ihrer Heimath gebracht werden sollte, verließ er schnell das Zimmer.

Als er die Windeltreppe hinunter gieng, trat Spalatro mit dem Mantel, der bestimmt gewesen war, Ellenas ermordeten Körper einzuhüllen, um ihn ans Ufer zu tragen, hervor. „Ist es gethan?“ sagte der Mörder mit erstickter Stimme — „ich bin bereit“ — und er

breitete den Mantel hervor und wollte die Treppe herauf steigen.

„Halt Schurke, halt!“ sagte Schedoni, und richtete zum Erstenmale den Kopf empor — „wage es, dieses Zimmer zu betreten, und du sollst mit deinem Leben dafür büssen.“

„Was!“ — rief der Mann und fuhr voll Erstaunen zurück, — „haben Sie an ihrem Leben noch nicht genug?“

Er zitterte für die Folgen von dem, was er gesagt hatte, als er den Beichtvater das Gesicht verändern sah. Allein Schedoni antwortete nicht; der Aufruhr in seiner Brust war zu groß, um Worte zuzulassen, und er drängte sich eilends fort. Spalatro folgte ihm. „Seyn Sie so gut mir zu sagen, was ich thun soll,“ rief er und hielt wieder den Mantel vor.

„Hebe dich weg,“ rief Schedoni und wandte sich trotzig zu ihm; „verlaß mich.“

„Wie!“ sagte der Mann, dessen Lebensgeister nun aufgeregt waren — „hat Sie der Muth auch verlassen, Signor? Wenn das ist, so will ich Ihnen beweisen, daß ich kein Feiger bin, ohngeachtet Sie mich dafür gescholten haben. Ich will die That selbst übernehmen.“

„Nichtswürdiger! Schurke!“ rief Schedoni und packte den Mörder mit einem Griff, der ihn vernichten zu sollen schien, bei der Keh-

; bis er sich besann, daß der Kerl nur der
nweisung folgte, die er selbst ihm kurz zu-
or gegeben hatte — andre Regungen ver-
rängten nun die der Wuth — er ließ ihn
ngsam los und hieß ihn in gebrochnen, ge-
ilderten Tönen sich zur Ruhe legen. „Mor-
en," setzte er hinzu, „will ich weiter mit
ir reden — Für diese Nacht habe ich meine
bsicht geändert. Geh nur!"

Spalatro war im Begriff, dem Unwillen
uft zu machen, den Erstaunen und Furcht bis-
er überwältigt hatten; allein sein Gebieter
iederholte mit einer Stimme des Donners
inen Befehl und machte die Thüre seines Zim-
ers mit Heftigkeit zu, als er einen Men-
hen hinaussperrte, dessen Anblick ihm ver-
aßt geworden war. Er fühlte sich durch sei-
e Entfernung erleichtert und athmete freier;
is er sich besann, daß dieser Mitschuldige
ch eben gerühmt hatte, daß er kein Feiger
ey; er fürchtete nun, daß er, um diese Be-
auptung zu beweisen, einen Versuch machen
ürde, das Verbrechen zu begehn, vor wel-
em er noch kurz zuvor zurück geschrocken war.
itternd bei dem Gedanken an diese Möglich-
eit und voll Angst, daß sie schon Wirklich-
eit könnte geworden seyn, stürzte er aus dem
immer und fand Spalatro in dem Gange,
er zu der geheimen Treppe führte; seine Stel-
lung und Blicke waren beunruhigend genug,

was auch seine Absicht seyn mochte. Bei Schedonis Annäherung wandte er sein mürrisches und boßhaftes Gesicht nach ihm hin, ohne seinen Zuruf oder die Frage, was er dort suche, zu beantworten — und mit langsamen Schritten gehorchte er dem Befehl seines Herrn, sich in sein Zimmer zu begeben. Schedoni folgte ihm und nachdem er ihn darin eingeschlossen hatte, verfügte er sich nach Ellenens Zimmer, das er vor allem möglichen Ueberfall verwahrte. Er gieng darauf in das seinige zurück, nicht um zu schlafen, sondern sich der Qual der Gewissensbisse und des Entsetzens zu überlassen. Es schauderte ihm, gleich einem, der so eben von dem Rande eines Abgrunds zurückgewichen ist, aber noch mit seinem Auge den Schlund misset.

Zehntes Kapitel.

— But their way
Lies through the perplexed paths of this drear wood
The nodding horror of whose shady brows
Threats the forlorn and wandering passenger.

Milton.

Als Schedoni Ellena verlassen hatte, rief sie sich alles zurück, was er von ihrer Familie ihr zu entdecken für gut gefunden hatte, und verglich es mit ihrer verstorbnen Tante Erzählungen, die vollkommen damit übereinstimmten. Nur wußte sie noch nicht genug von ihrer eignen Geschichte, um es sich zu erklären, warum Bianchi einige Umstände, die sie eben erfahren, ihr verschwiegen hatte. Von ihrer Tante hörte sie immer sagen, daß ihre Mutter mit einem Edelmann aus dem Herzogthume Mayland und aus dem Hause Marinella verheirathet, aber unglücklich mit ihm gewesen sey, und daß man sie noch vor dem Tode der Grä-

fin der Sorgfalt ihrer Tante Bianchi, der einzigen Schwester dieser Dame, anvertraut hätte. Sie konnte sich weder dieses Umstandes, noch ihrer Mutter erinnern, denn Bianchis Güte hatte den Verlust und die Leiden ihrer frühern Kindheit ganz aus ihrer Seele ausgelöscht, und sie erinnerte sich nur des Zufalls, der ihr in Bianchis Kabinette das Miniaturgemählde und den Namen ihres Vaters entdeckte. So oft sie nach ihrem Vater fragte, antwortete ihr Bianchi, daß der herabgesunkne Zustand ihres Hauses Verschwiegenheit verlangte, und wenn sie noch weiter in sie drang, erzählte sie ihr, daß ihr Vater gestorben sey, als sie noch ein Kind war. Das Gemählde, welches Ellena entdeckte, hatte Bianchi unter den Kleinodien der verstorbnen Gräfin gefunden und es aufbewahrt, um es in einem spätern Zeitpunkt, wo man Ellenas Behutsamkeit die Kenntniß ihrer Familie besser anvertrauen könnte, ihr zu geben. Dies war alles, was Signora Bianchi zu erläutern nöthig fand; zwar schien es in ihrer letzten Stunde, als wenn sie mehr sagen wollte, allein es war schon zu spät.

Ohngeachtet Ellena fand, daß Schedonis und Signora Bianchis Erzählungen in vielen Punkten übereinstimmten, und daß sie sich in keinem Umstande außer dem von seinem Tode widersprachen, so konnte sie doch ihr Erstaunen über diese Entdeckung und selbst die Zwei-

fel, die ihr zu Zeiten über die Wahrheit derselben aufstiegen, nicht unterdrücken. Schedoni im Gegentheil hatte nicht einmal überrascht geschienen, als sie ihm versicherte, sie hätte immer gehört, daß ihr Vater schon viele Jahre todt sey; nur als sie ihn fragte, ob auch ihre Mutter noch lebte, bestätigten sein Schmerz und seine Versicherungen Bianchis Erzählung.

So wie Ellenas Gemüth ruhiger wurde, fiel ihr aufs neue das Sonderbare von Schedonis Besuch in ihrem Zimmer um eine so heilige Stunde auf; ihre Gedanken kehrten unwillkührlich zu der Scene vom vorigen Abend am Seeufer zurück, und das Bild ihres Vaters erschien ihr in dem furchtbaren Lichte eines Werkzeugs der Marquise di Vivaldi. Doch verwarf sie voll Ungeduld den Verdacht, den sie vormals über seine Absichten gehegt hatte; denn es lag ihr jetzt weniger daran, die Wahrheit zu entdecken, als sich von einem verhaßten Argwohn los zu machen, und sie glaubte gern, daß Schedoni ihren Charakter mißkannt und nur die Absicht gehabt hätte, sie aus Vivaldis Händen zu bringen. Der Scharfsinn der Hoffnung gab ihr auch ein, daß er von ihren Führern oder von Spalatro einige Umstände ihrer Geschichte gehört haben, und dadurch auf eine Vermuthung der Verwandtschaft zwischen ihnen geleitet seyn könnte, daß er in der ersten Ungeduld väterlicher Empfindung, ohne auf die Stunde zu achten, in ihr Zim=

mer geeilt sey, ob es gleich Mitternacht war, um sich von der Wahrheit zu versichern.

Während sie sich mit dieser Erklärung eines Umstandes, der sie in große Verwundrung gesetzt hatte, beruhigte, nahm sie an der Thüre die Spitze eines Dolches wahr, der zwischen den Vorhängen hervorguckte! — Bewegungen von zu schrecklicher Art, um ertragen zu werden, folgten dieser Entdeckung — sie nahm das Werkzeug in die Hand und starrte es bleich und zitternd an, denn ein Argwohn von dem wahren Beweggrunde von Schedonis Besuch fuhr ihr durch die Seele. Allein er dauerte nur einen Augenblick; ein solcher Verdacht war zu schrecklich, um ihm willig Raum zu vergönnen; sie glaubte aufs neue, daß Spalatro allein auf ihren Untergang gedacht hätte, und dankte dem Beichtvater als ihrem Befreier, statt vor ihm als vor einem Mörder zurückzuschrecken. Sie vermuthete nun, daß Schedoni, als er des Mörders Absicht entdeckt hätte, in das Zimmer gedrungen sey, um eine Fremde von seinem mörderischen Dolche zu retten, und daß er, ohne es zu wissen, seine eigne Tochter befreit hätte, als das Gemählde an ihrem Busen ihn von der Wahrheit benachrichtigte. Bei dieser Ueberzeugung floßen Ellenas Augen von Dankbarkeit über, und ihr Herz wurde in Frieden gewiegt.

Schedoni hingegen, in sein Zimmer eingeschlossen, wurde von Empfindungen ganz an-

derer Art hin und her gerissen. Als ihr erstes Uebermaaß erschöpft und sein Gemüth ruhig genug geworden war, um nachzudenken, rührten ihn die Bilder, die sich darin spiegelten, mit feierlicher Verwunderung. Indem er auf das feierliche Anstiften der Marquise di Vivaldi Ellena verfolgte, schien er sein eignes Kind verfolgt zu haben, und indem er sich auf eine Verschwörung gegen den Unschuldigen einließ, hatte er in der That nur den Schuldigen gestraft und sich gerade durch den Gegenstand, dem er sein Gewissen aufgeopfert hatte, eine bittre Kränkung bereitet. Jeder Schritt, den er in der Absicht gethan hatte, seinen Ehrgeitz zu befriedigen, hatte gerade das Gegentheil bewirkt, und während er ruchloser Weise darauf dachte, sich selbst und der Marquise einen Dienst dadurch zu leisten, daß er Vivaldis und Ellenas Heirath verhinderte, hatte er geflissentlich gegen sein eignes Glück gearbeitet. Eine Verbindung mit dem erlauchten Hause Vivaldi überstieg seine kühnsten Hoffnungen, und diese Verbindung hätte er beinahe durch dieselben Mittel verhindert, die er auf Kosten jeder tugendhaften Rücksicht anwandte, eine geringere Beförderung zu erhalten. Auf solche Art waren durch eine sonderbare Vergeltung des Schicksals seine Verbrechen auf sein eignes Haupt zurückgefallen.

Schedoni sah wohl ein, wie viele Hindernisse noch zwischen ihm und seinen neu erwach-

ten Hoffnungen lagen, und wie vieles noch zu überwinden war, ehe diese Heirath öffentlich vollzogen werden konnte, deren Beförderung ihm jetzt noch weit mehr am Herzen lag, als er kurz zuvor noch sie zu verhindern gesucht hatte. Die Einwilligung der Marquise war wenigstens wünschenswerth, denn sie hatte über ein großes Vermögen zu disponiren, und ohne diese Einwilligung konnte zwar seine Tochter wohl Vivaldis Gattin werden; allein ihm selbst erwuchs für jetzt kein andrer Vortheil daraus, als die Ehre der Verbindung. Er hatte besondre Gründe zu glauben, daß es möglich seyn würde, diese Einwilligung zu erhalten; und so gefährlich es auch war, die Hochzeitfeier zu verschieben, bis man einen solchen Versuch gemacht haben würde, so hielt er es doch für besser, als sie ganz zu übergehn. Sollte sie aber unerbittlich bleiben, so beschloß er, Ellenas Hand ohne ihr Wissen an Vivaldi zu geben, denn er wußte wohl, daß er wenig Gefahr dabei liefe, weil er Geheimnisse von ihr in Besitz hatte, die sie zwangen sich leidend zu verhalten. Um die Einwilligung des Marquis, an der er verzweifelte, dachte er sich nicht zu bemühn, und der Einfluß der Marquise war auch so groß, daß er sie entbehren zu können glaubte.

Vor allen Dingen aber mußte er darauf denken, Vivaldi aus den Händen der Inquisition zu befreien, in deren schreckliches Gefäng-

niß er ihn gebracht hatte, ohne zu ahnden, daß er so bald seine Befreiung wünschen würde. Zwar war es ihm bekannt, daß, wenn vor diesem Gerichte der Angeber nicht gegen den Angeklagten erschiene, dieser auf freien Fuß gestellt würde; auch glaubte er Vivaldis Befreiung bewirken zu können, sobald er sich entschlöße, sich an einen Mann zu Neapel zu wenden, der mit dem heiligen Stuhl von Rom in Verbindung stand; allein man wird in der Folge sehn, wie sehr der Beichtvater sich durch seine Wünsche hatte irre führen lassen. Er ließ Vivaldi vorzüglich deswegen ins Gefängniß sperren, weil er die Entdeckung und Rache fürchtete, welche auf Ellenas Verlust folgen würde, wenn Vivaldi Freiheit behielt, sogleich seine Nachforschungen anzustellen, da hingegen, wie er glaubte, in wenig Wochen alle Spur von ihr verschwunden und selbst der Antheil, den Vivaldi an ihr nahm, durch das Leiden in den Gefängnissen der Inquisition geschwächt seyn würde. Allein ohngeachtet die Sorge für seine eigne Vertheidigung diesesmal Schedonis vornehmster Bewegungsgrund gewesen war, so wirkte doch gewiß die Begierde, den in der Kirche Spirito Santo erlittnen Schimpf und alle nachfolgenden Kränkungen zu rächen, nicht minder, und sein schwarzer Haß und Durst nach Rache war so groß, daß er den Schmerz, welchen Vivaldi über Ellenas Verlust empfin-

den mußte, noch nicht für hinlängliche Vergeltung hielt.

Schedoni ergriff also diese außerordentliche Art der Strafe wahrscheinlich, theils weil er Vivaldi auf keinem andern Wege für die Zeit, wo es für seine eignen Pläne durchaus nothwendig war, in Verhaft zu halten wußte, und theils aus Begierde, ihn mit den Qualen der Angst und des Schreckens zu foltern. Auch glaubte er hier eine Gelegenheit entdeckt zu haben, der Marquise neue Verbindlichkeiten aufzulegen, denn er rechnete darauf, denselben Schritt, der einem rechtschaffnen Gemüth nachtheilig für ihn scheinen mußte, zu seinem Vortheil kehren, und die Sache so schlau einleiten zu können, daß die Marquise ihm in der That als dem Befreier ihres Sohnes danken müßte, statt ihn als Ankläger desselben zu entdecken und zu verwünschen: ein Plan, dem die ungerechte und grausame Regel dieses Tribunals, welches anonyme Angeber zuläßt, sehr zu Statten kam.

Um Vivaldi in Verhaft zu bringen, bedurfte es nichts weiter, als eine geschriebne Anklage ohne Namen mit Bezeichnung des Ortes, wo man den Angeklagten ergreifen könnte, einzuschicken; allein dieser Schritt zog gewöhnlich kein andres Leiden nach sich als die Folter, denn der Gefangne wurde, wenn sich der Angeber nicht weiter meldete, nach mehrern Verhören wieder auf freien Fuß gestellt, wo-

fern er nicht unvorsichtigerweise sich selbst verdächtig machte. Schedoni rechnete also darauf, daß Vivaldi nach Verlauf einiger Zeit wieder in Freiheit würde gesetzt werden, und da er es für durchaus unmöglich hielt, daß er je seinen Angeber entdecken könnte, so beschloß der Beichtvater, sich sehr thätig und besorgt um seine Befreiung zu zeigen. Diese Rolle eines Befreiers war er durch einen Mann, der vermöge seines Postens mit der Inquisition in Verbindung stand, und der bereits, ohne es zu wissen, seine Absichten befördert hatte, noch wirksamer durchzuführen im Stande. Schedoni hatte zufälligerweise in dem Zimmer dieses Mannes eine Verhaftsformel gegen eine Person, die der Ketzerei beargwöhnt wurde, gesehn, und dieser Anblick hatte ihn nicht nur auf den Plan, den er nachher ausführte, gebracht, sondern ihm auch gewissermaaßen zur Ausführung desselben geholfen. Er hatte die Rolle nur wenig Augenblicke gesehn; allein sein Blick war so scharf und sein Gedächtniß so treu, daß er im Stande war, sie wenigstens genau zu kopiren, um den Benedictiner-Mönch, der vielleicht nie ein Instrument dieser Art gesehn hatte, damit zu täuschen. Schedoni hatte sich dieses Kunstgriffs bedient, um Vivaldi unverzüglich in Sicherheit zu bringen, weil er fürchtete, daß er, während die Inquisitoren bedächtig über seine Verhaftung zu Rathe giengen, Celano verlassen und der Entdeckung ent-

wischen möchte. Wenn der Betrug gelang, so wurde er dadurch in Stand gesetzt, sich auch Ellenas zu bemächtigen und Vivaldi wegen ihrer Bestimmung irre zu führen. Die Anklage, eine Nonne entführt zu haben, konnte durch manche Umstände Gewicht erhalten, und Schedoni würde wahrscheinlich diesen Punkt ergriffen haben, wenn er nicht vorausgesehn hätte, daß er dadurch in große Gefahr und Unruhe gerathen, und Ellena, da die Klage nicht erwiesen werden konnte, am Ende doch entwischen würde. Bis jetzt war ihm sein Plan gelungen; einige von den Bravos, die er miethete, um Gerichtsdiener vorzustellen, hatten Vivaldi nach der Stadt gebracht, wohin die wahren Diener der Inquisition beschieden waren, um ihn in Empfang zu nehmen, während jene Ellena ans Ufer des Adriatischen Meeres brachten. Schedoni hatte sich viel auf seinen Scharfsinn zu Gute gethan, daß es ihm auf solche Art durch die falsch geschmiedete Anklage gelungen war, einen undurchdringlichen Schleier über Ellenas Schicksal zu werfen, und sich vor Vivaldis Verdacht und Ahndung zu sichern, da dieser aller Wahrscheinlichkeit nach immer glauben würde, daß sie gestorben, oder noch in den undurchsuchbaren Gefängnissen der Inquisition verborgen sey.

Auf solche Art hatte er sich selbst betrogen, indem er Vivaldi zu betrügen wünschte; dessen Befreiung er indeß leicht bewirken

zu können hoffte: wie sehr in diesem Falle sei-
ıe Politik mit seinem Scharfsinn davon gelau-
en war, bleibt noch zu beweisen übrig.

Die nächste Verlegenheit für Schedoni war
ie Schwierigkeit, Ellena zurück nach Neapel
u bringen; da er es jetzt nicht für rathsam
ielt, in dem Charakter ihres Vaters aufzu-
reten, so konnte er sie in eigner Person nicht
vohl dahin begleiten, und eben so wenig war
s der Klugheit gemäß, sie der Führung eines
ndern anzuvertrauen. Doch war es durchaus
othwendig, einen schnellen Entschluß zu fas-
en; denn er konnte es eben so wenig ertra-
en, noch einen Tag an einem Orte zuzubrin-
en, der ihm unaufhörlich die Schrecknisse der
ergangnen Nacht zurückrufen mußte, als El-
ena dort verweilen zu lassen, und das Mor-
enlicht schimmerte bereits durch seine Fenster.

Nach reiferer Ueberlegung beschloß er end-
ich, selbst ihr Führer zu seyn, wenigstens
urch die Wälder des Garganus, und in der
rsten Stadt, wo Bequemlichkeiten zu haben
wären, seinen Mönchshabit abzulegen, und
ich in weltliche Kleider zu stecken, worin er sie
is Neapel begleiten wollte, bis er entweder
in sichres Mittel, sie nach dieser Stadt vor-
uszuschicken, oder eine kurze Zuflucht für sie
n einem Kloster auf dem Wege fände.

Seine Seele wurde, nachdem er diesen Ent-
chluß gefaßt hatte, nicht viel ruhiger als zu-
vor, und er machte auch nicht einmal einen

Versuch, sich nur auf einen Augenblick zur Ruhe zu legen. Alle Ereignisse des vergangnen Tages belagerten unaufhörlich sein erschrocknes Gewissen, begleitet von der Besorgniß, daß Ellena die wahre Absicht seines mitternächtlichen Besuchs argwöhnen möchte; und er sann und verwarf abwechselnd scheinbare Unwahrheiten, die ihre Neugierde befriedigen und ihre Besorgnisse ablenken konnten.

Die Stunde kam indessen heran, wo er sich zur Abreise anschicken mußte, und fand ihn noch immer unschlüssig über die Erklärung, die er zu geben hatte.

So bald er Spalatro aus seinem Gefängniß befreiet und ihm Befehl ertheilt hatte, aus dem nächsten Dorfe unverzüglich Pferde und einen Wegweiser herbei zu holen, verfügte er sich in Ellenas Zimmer, um sie zu dieser schleunigen Abreise vorzubereiten. So wie er sich näherte, drang eine Erinnerung der Absicht, mit welcher er kurz zuvor diese nämlichen Gänge und Windeltreppe betreten hatte, so mächtig in seine Seele, daß er außer Stande war, weiter zu gehn und in sein eignes Zimmer zurückkehrte, um einige Herrschaft über sich wieder zu gewinnen. Wenige Augenblicke gaben ihm seine gewöhnliche Gewandtheit, wenn gleich nicht seine Ruhe wieder und er näherte sich aufs neue dem Zimmer, doch nahm er jetzt seinen Weg durch den Corridor. Seine Hand zitterte, als er die Thüre aufriegelte; so wie er aber ins

Zim=

mer trat, hatten sein Gesicht und Wesen gewöhnliche Feierlichkeit wieder angenom- und nur seine Stimme würde einem auf- ksamen Beobachter die Unruhe seiner Seele athen haben.

Ellena gerieth in große Bewegung, als sie wieder sah, und er suchte mit argwöhni- m Auge in die Ursache ihrer Rührung zu igen. Das Lächeln, womit sie ihm entge- kam, war zärtlich; er sah es gleich den tigen Farben, die einen Regenbogen erleuch- , von ihren Zügen weggleiten, und die Dun- heit des Zweifels und der Besorgniß überzog aufs neue. So wie er näher kam, reich- er ihr die Hand entgegen, als er plötzlich Dolch, den er in dem Zimmer zurückgelas- hatte, wahrnahm — er zog unwillkühr- die freundlich dargebotne Hand zurück, und Gesicht verwandelte sich. Ellena, deren gen ihm bis zu dem Gegenstande, der sie f sich zog, gefolgt waren, zeigte auf das erkzeug, nahm es in die Hand und sagte, dem sie sich zu ihm näherte: „Diesen Dolch nd ich vergangne Nacht in meinem Zimmer! mein Vater! —“

„Diesen Dolch!“ sagte Schedoni mit er- nstelter Verwundrung.

„Betrachten Sie ihn,“ fuhr Ellena fort, dem sie ihn in die Höhe hielt. „Wissen Sie, em er gehört, und wer ihn hieher brachte?“

„Was willst du damit sagen?“ fragte Schedoni, den sein Gefühl verrieth.

„Wissen Sie auch, zu welchem Zwecke er hieher gebracht wurde?“ fragte Ellena traurig.

Der Beichtvater antwortete nicht, versuchte aber unschlüssig, sich des Werkzeugs zu bemächtigen.

„Ach ich sehe, Sie kennen es nur zu gut,“ fuhr Ellena fort, „hier mein Vater, während ich schlief“ —

„Gieb mir den Dolch,“ unterbrach Sie Schedoni mit schrecklicher Stimme.

„Ja, mein Vater, ich will ihn Ihnen als ein Dankopfer geben,“ erwiederte Ellena; als sie aber ihre mit Thränen gefüllten Augen aufschlug, erschreckte sie sein Blick und starre Stellung und sie setzte mit noch süßerer Zärtlichkeit hinzu: „Wollen Sie nicht den Dank Ihres Kindes annehmen, es vor dem Dolch eines Mörders geschützt zu haben?“

Schedonis Blicke wurden noch finstrer; er nahm schweigend den Dolch, und warf ihn mit Heftigkeit an das äußerste Ende des Zimmers, während seine Augen starr auf sie geheftet blieben. Das Gewaltsame dieser Handlung beunruhigte sie. „Ja, es ist vergebens, daß Sie die Wahrheit zu verheelen suchen,“ setzte sie hinzu und weinte unverhalten — „ihre Güte ist umsonst; ich weiß alles. —“

Die letzten Worte rissen Schedoni aufs neue aus seinen Schranken; seine Züge zuckten

:pfhaft und sein Blick wurde wüthend.
as weißt du?" fragte er mit einer unter=
:ter Stimme, die bereit schien, in Donner
ubrechen.

„Alles, was ich Ihnen zu danken habe,"
:derte Ellena — „vergangne Nacht, wäh=
ich, ohne zu argwöhnen, was man gegen
im Schilde führte, auf dieser Madratze
f, trat ein Mörder mit diesem Werkzeuge
:r Hand in mein Zimmer und —"

Ein erstickter Seufzer von Schedoni hielt
a zurück; sie bemerkte seine rollenden Au=
und zitterte, bis sie glaubte, daß seine
:gung aus Unwillen gegen den Mörder ent=
e und fortfuhr: „Warum halten Sie es
töthig, die Gefahr zu verheelen, die mir
ht hat, da ich Ihnen meine Befreiung
n zu danken habe! O mein Vater, ver=
:rn Sie mir nicht die Freude, diese Thrä=
der Dankbarkeit zu vergießen — weisen
den Dank nicht zurück, der Ihnen gebührt!
Während ich auf diesem Lager schlief —
end ein Mörder sich zwischen meinen Schlum=
chlich — waren Sie es, ja! kann ich je
ssen, mein Vater, daß Sie es waren, der
von seinem Dolche befreite!"

Schedonis Leidenschaften waren verändert,
sie waren nicht minder heftig; kaum konn=
sie bezwingen, während er mit zitternder
me sagte: „Es ist genug, sage nichts

weiter —“ Er hub Ellena auf, wandte sich aber hinweg, ohne sie zu umarmen.

Seine starke Bewegung, als er stillschweigend ans äußerste Ende des Zimmers gieng, erregte ihre Verwundrung; allein sie schrieb es einer Erinnrung an den gefahrvollen Augenblick zu, von welchem er sie errettet hatte.

Schedoni hingegen, dem ihr Dank ein Dolchstich war, suchte die Gewissensbisse, welche sein Herz zerrissen, zu überwinden, und war so sehr in seine eigne Welt vertieft, daß er sich alles dessen, was ihn umgab, lange unbewußt blieb. Er schritt in düsterm Stillschweigen das Zimmer auf und ab, bis Ellenas Stimme, die ihn bat, sich vielmehr zu freuen, daß es ihm vergönnt gewesen sey, sie zu erretten, als so tief über Gefahren zu brüten, die vorüber waren, aufs neue die Saite berührte, die in seinem Gewissen ansprach und ihn zum Gefühl seiner Lage zurückrief. Er hieß sie darauf sich unverzüglich zur Abreise anschicken und verließ schnell das Zimmer.

Vergebens hoffte er, wenn er von der Scene seines vorgehabten Verbrechens flöhe, die Schärfe der Erinnerung und die quälenden Stacheln des Gewissens zu verlieren, und es lag ihm daher mehr als je am Herzen, diesen Ort zu verlassen. Allein Ellena begleitete ihn; ihre unschuldigen Blicke, ihr zärtlicher Dank legten ihm einen Schmerz auf, den er kaum zu er-

gen vermochte. Zuweilen glaubte er, daß
Haß, oder was ihm noch kränkender seyn
ßte, ihre Verachtung, leichter zu ertragen
n würde, als diese Dankbarkeit, und war
nahe entschlossen, sie aus ihrem Irrthum zu
sen; allein er stieß stets mit Grausen die-
Gedanken zurück, und beschloß endlich: sie
gen seines letzten seltsamen Besuchs bei der
klärung, die sie sich selbst gemacht hatte, zu
sen.

Spalatro kam endlich mit Pferden aus dem
orfe zurück, hatte aber keinen Führer bekom-
n können, um sie durch einen verwachsnen
trich der langen Wälder des Garganus zu
ten, die sie passiren mußten. Niemand hat-
sich bereit finden wollen, ein so beschwerli-
es Geschäft zu übernehmen, und Spalatro,
r mit allen Krümmungen des Weges wohl
kannt war, bot jetzt seine Dienste an.

Obgleich Schedoni die Gegenwart dieses
Menschen kaum zu ertragen vermochte, so blieb
m doch, da er den Führer, mit dem er ge-
mmen war, fortgeschickt hatte, keine andre
Wahl übrig. Persönliche Gewaltthätigkeit
irchtete Schedoni nicht, ohngeachtet er die
üiberei dieses Menschen, den er zu seinem Ge-
ülfen wählen wollte, nur zu gut kannte:
enn er nahm sich vor, sich selbst gut zu be-
affnen, und darauf zu sehn, daß Spalatro
eine Waffen mit sich führte: auch wußte er
ohl, daß im Fall eines Kampfes seine kör-

perliche Ueberlegenheit es ihm leicht machen würde, einen solchen Gegner zu besiegen.

So wie alles zur Abreise fertig war, wurde Ellena herbeigerufen und der Beichtvater führte sie in sein Zimmer, wo ein leichtes Frühstück bereit stand.

Ihre Lebensgeister waren bei diesen schnellen Anstalten zur Abreise wieder aufgelebt, und sie wollte ihm von neuen danken; allein er unterbrach sie ganz kurz und verbat jede weitere Erwähnung von Dankbarkeit.

Als Ellena in den Hof trat und Spalatro wahrnahm, erblaßte sie vor Schrecken und ergriff Schedonis Arm, als wollte sie ihn um Schutz bitten. „Welche Erinnerungen regt der Anblick dieses Menschen in mir auf,“ sagte sie; „kaum kann ich es wagen, mich selbst bei Ihnen sicher zu glauben, so lange er um uns ist.“

Schedoni antwortete nichts, bis sie ihre Bemerkung wiederholte. „Du hast nichts von ihm zu fürchten,“ murmelte er, indem er sie eilends fortführte, und wir dürfen keine Zeit mit leeren Besorgnissen verlieren.“

„Wie,“ rief Ellena, „ist er nicht der Mörder, von dem Sie mich erretteten! Ich kann nicht zweifeln, daß Sie ihn dafür erkennen, ohngeachtet Sie mir den Schmerz ersparen wollen, es zu glauben.“

„Gut, gut dann! laß es so seyn —“ er-

:derte der Beichtvater — „Spalatro führe
Pferde hieher."

Die Gesellschaft war bald in Ordnung,
d als sie dieses merkwürdige Haus und das
er des Adriatischen Meeres, wie Ellena hoffte,
f immer, verließen, betraten sie die dun-
n Wildnisse des Garganus. Sie wandte
t mit Regungen unaussprechlicher Ehrfurcht,
ta:unen und Dankbarkeit die Augen nach dem
ause zurück und staunte es an, so lange sie
ten Schimmer seiner bethürmten Mauern durch
e dunkeln Zweige erkennen konnte, die sich dicht
er ihm zusammen bogen, und es endlich ihrem
licke ganz verschlossen. Doch wurde die Freu-
: dieser Abreise durch Spalatros Gegenwart
hr gemildert, und ihr furchtsamer Blick frag-
Schedoni, warum er diesen Begleiter zulie-
:. Der Beichtvater war sehr ungeneigt, von
nem Menschen zu sprechen, dessen Daseyn selbst
: gerne zu vergessen gewünscht hätte. Ellena
ührte ihr Pferd immer dichter neben Schedoni,
ithielt sich aber, anders als durch Blicke zu
:agen, und da sie keine Antwort erhielt, such-
: sie ihre Besorgnisse durch die Betrachtungen
u beruhigen, daß er diesen Mann nicht zum
führer zulassen würde, wenn er nicht glaubte,
aß man ihm trauen könnte. Diese Betrach-
ung verminderte zwar ihre Furcht, verwirrte
e aber noch mehr, wenn sie über Spalatros
chreckliches Vorhaben nachdachte und erhöhte
hre Verwundrung, daß Schedoni, wenn er

sich wirklich davon überzeugt hatte, dieses Bösewichts Gegenwart ertragen konnte. Bei jedem Blicke, den sie auf das finstre Gesicht dieses Menschen warf, das durch den Schatten der Bäume noch finstrer wurde, glaubte sie „Mörder" auf jedem Zuge desselben geschrieben zu sehn, und konnte kaum zweifeln, daß jener Dolch nicht von den Leuten, welche sie in dieses Gebäude geführt hatten, sondern von ihm in ihrem Zimmer zurückgelassen war. So oft sie rings durch die tiefen Schatten und auf die waldigten Gebürge blickte, die an jeder Seite die Scene schlossen, und alle freundlichen Wohnungen des Menschen abzuschneiden schienen, und dann wieder ihre Gefährten betrachtete, sank ihr das Herz, ohngeachtet sie Ursache hatte, sich unter dem Schutze eines Vaters sicher zu glauben. Ja, Schedonis Blicke selbst, die sie mehr als einmal an seine Erscheinung am Seeufer erinnerten, erneuerten die Eindrücke der Angst und des Schmerzes, welche sie dort empfunden hatte. In solchen Augenblicken war es ihr kaum möglich, ihn als ihren Vater zu betrachten, und troz alles Anscheins, stiegen seltsame und unerklärliche Zweifel in ihrer Seele auf.

Schedoni hingegen, in Gedanken verloren, unterbrach auch nicht durch ein einziges Wort die tiefe Stille der Einöden, durch welche sie kamen. Spalatro war eben so stumm und eben so vertieft in seinem Nachdenken über die

zliche Sinnesänderung, die mit Schedoni
·gegangen war; er begriff nicht, was für
sachen ihn bewogen haben könnten, Ellena in
cherheit von dem nämlichen Orte wegzufüh-
, wohin sie auf seinen ausdrücklichen Be-
l, um den Tod zu finden, gebracht war.
och war er nicht so ganz mit diesen Gedan-
: beschäftigt, um nicht an seine eigne Lage zu
ıken, oder eine Gelegenheit außer Acht zu
sen, seinen eignen Vortheil zu befördern,
d an Schedoni die Behandlung zu rächen,
: er vergangne Nacht von ihm erlitten hatte.
Unter den vielen Gegenständen, welche den
ichtvater beängstigten, war die Schwierig-
t, Ellenen in Neapel unterzubringen, ohne
verrathen, daß sie ihm angehöre, nicht der
ringste. Seine Furcht, daß dieser Umstand
: Gesellschaft, unter welcher er lebte, zu früh
kannt werden möchte, war so stark, daß sie
t die heftigste Wirkung auf seinem Gesichte
rvorbrachten, und vielleicht erinnerte in sol-
n Augenblicken der schreckliche Ausdruck des-
ben Ellena an die vergangne Scene am Ufer.
ı nicht geringerer Verlegenheit war er, sich
: der Marquise zu entschuldigen, warum er
n Versprechen nicht erfüllt hatte, und was
r Mittel er anwenden sollte, sie zur Geneh-
gung der Heirath zu bewegen, ehe sie von
: Familie dieses unglücklichen jungen Frauen-
nmers unterrichtet sey. Er fühlte ganz die
othwendigkeit, sich der Wahrscheinlichkeit ei-

ner solchen Einwilligung zu versichern, ehe er es wagte, ihre wahre Abkunft einzugestehn, und beschloß sich nicht eher zu entdecken, bis er überzeugt wäre, daß diese Entdeckung der Marquise angenehm seyn würde. Weil es aber doch unumgänglich nothwendig war, etwas von Ellenas Geburt zu erwähnen, so wollte er sagen, er hätte entdeckt, daß sie von Adel und in jeder Rücksicht einer Verbindung mit dem edeln Hause Vivaldi würdig sey.

Der Beichtvater wünschte und fürchtete zugleich eine Zusammenkunft mit dem Marquise. Er schauderte bei der Erwartung, eine Frau wieder zu sehn, die ihn zur Ermordung seines eignen Kindes verleitet hatte; eine That, die er zwar glücklicher Weise verhinderte, die aber gewiß noch immer der Wunsch der Marquise war. Wie konnte er ihre Vorwürfe ertragen, wenn sie entdeckte, daß ihr Wille nicht vollzogen war! Wie sollte er den Unwillen eines Vaters verheelen, und alle mannigfaltigen Gefühle eines Vaters verbergen, wenn er zur Antwort auf solche Vorwürfe Entschuldigungen machen und eine Demuth erkünsteln mußte, vor der sich seine ganze Seele empörte! Nie war seine Verstellungskunst auf eine so harte Probe gesetzt worden, nicht einmal bei den letzten Scenen mit Ellena, nie war eine so harte Strafe auf ihn zurückgefallen, als ihn jetzt bei der Marquise erwartete. Ja es gab Augenblicke, wo selbst der kalte und weltkluge Schedoni mit

olchem Schrecken vor ihrer Annäherung erbeb-
e, daß er beinahe entschlossen war, sie auf
lle Gefahr zu vermeiden und Vivaldi insge-
eim mit Ellena zu verheirathen, ohne einmal
ie Einwilligung der Marquise zu suchen.

Doch hielt die Begierde nach einer baldigen
Beförderung, worauf sein ganzer Ehrgeiß ge-
ichtet war, diesen Plan stets zurück und mach-
e ihn endlich geneigt, jedes rechtliche Gefühl
iederzuwürgen, und sich lieber jeder noch so
chimpflichen Niederträchtigkeit zu unterziehn,
ls den Lieblingsgegenstand seines falschen Stol-
es aufzugeben. Niemal zeigte sich vielleicht
ie paradoxe Vereinigung von Stolz und Nie-
erträchtigkeit stärker, als hier.

Während die Reisenden so stillschweigend
hren Weg fortsetzten, kehrten Ellenas Gedan-
ken oft zu Vivaldi zurück und sie dachte mit
zitternder Angst an die Folgen, welche die letzte
Entdeckung auf ihr und sein künftiges Leben
haben könnte. Es dünkte sie, daß Schedoni
eine Verbindung gut heißen müßte, die so
schmeichelhaft für den Stolz eines Vaters war,
ob er gleich aller Wahrscheinlichkeit nach seine
Einwilligung zu einer geheimen Heirath verwei-
gern würde. Und wenn sie ferner dachte, wel-
che Verändrung die Bekanntschaft mit ihrer Fa-
milie in den Gesinnungen der Vivaldis hervor-
bringen würde, so schienen ihre Aussichten hel-
ler zu werden und ihre Sorgen fiengen an sich
zu zerstreuen. Da sie glaubte, daß Schedoni

um Vivaldis gegenwärtige Lage wüßte, so war sie immer im Begriff, seiner zu erwähnen, wurde aber eben so oft durch Furchtsamkeit zurückgehalten; hätte sie aber gewußt, daß er ein Einwohner der Inquisition sey, so würden ihre Bedenklichkeiten vor einem unwiderstehlichen Triebe verschwunden seyn. So aber glaubte sie, daß er gleich ihr durch die verkleideten Diener der Marquise betrogen und wahrscheinlich jetzt auf Befehl seiner Mutter auf einem Landsitze der Familie eingesperrt sey. Als aber Schedoni, aus seiner Träumerei erwachend, plötzlich Vivaldis erwähnte, schlug ihr das Herz vor Ungeduld seine eigentliche Lage zu wissen, und sie wagte es, sich darnach zu erkundigen.

„Eure Liebe ist mir nicht unbekannt," erwiederte Schedoni, indem er der Frage auswich; „allein ich wünschte von der Art ihres Anfangs näher unterrichtet zu seyn."

Ellena wußte vor Verwirrung nicht, was sie antworten sollte; sie schwieg einen Augenblick und wiederholte dann ihre Frage.

„Wo saht ihr euch zuerst?" sagte der Beichtvater, ohne auf ihre Frage zu achten. Ellena erzählte, daß sie Vivaldi zuerst gesehn hätte, als sie ihre Tante aus der Kirche San Lorenzo begleitete. Für diesmal wurde ihr die Verlegenheit einer nähern Erläuterung durch Spalatro erspart, der näher zu Schedoni ritt und ihm sagte, daß sie sich der Stadt Zanti nä-

:rten. Ellena blickte auf und sah nicht weit von
nen Häuser zwischen den Bäumen hervor-
himmern; gleich darauf hörte sie das erfreu-
che Bellen eines Hundes, des sichern Herolds
nd treuen Dieners des Menschen!

Bald darauf ritten die Reisenden in Zanti
n; eine kleine von Waldung umgebne Stadt,
o die Armuth der Einwohner ihnen keinen
ingern Aufenthalt zu verstatten schien, als sie
urchaus bedurften, um sich auszuruhn und
ine kleine Erfrischung zu genießen. Spalatro
ührte sie in ein Haus, wo die wenigen Rei-
enden, die diesen Weg kamen, gewöhnlich be-
irthet wurden. Das Ansehn der Leute im
Hause war eben so wild, als ihr Land, und
as Innre der Wohnung war so schmutzig und
bschreckend, daß Schedoni es vorzog, sein
Mahl in freier Luft zu verzehren, worauf man
inen Tisch unter dem üppigen Schatten der
Bäume bereitete. Hier, als der Wirth sich
urückgezogen hatte, und Spalatro fortge-
chickt war, um nach Postpferden zu fragen
und dem Beichtvater ein weltliches Kleid zu
verschaffen, regte sich Ellena gegenüber, aufs
neue etwas, gleich Gewissensbissen, in Sche-
donis Brust, und Ellena empfand, so oft ihre
Augen auf ihn fielen, einen gewissen Schauder,
der beinahe bis zum Entsetzen stieg. Er mach-
te endlich diesem bedeutenden Stillschweigen ein
Ende, und verlangte aufs neue von Ellenen,
daß sie ihm die Geschichte ihrer Bekanntschaft

mit Vivaldi erzählen sollte. Sie wagte nicht es ihm zu verweigern, und gehorchte, aber so kurz als möglich, und Schedoni unterbrach sie auch nicht durch eine Bemerkung. So wünschenswerth ihm auch ihre Heirath jetzt schien, so enthielt er sich doch, einen Wink des Beifalls zu geben, bis er den Gegenstand ihrer Liebe aus seiner gefährlichen Lage würde gezogen haben. Ellena aber errieth aus diesem Stillschweigen gerade das, was er dadurch verheelen wollte, und aufgemuntert durch die Hoffuung, welche sie daraus schöpfte, wagte sie es noch einmal ihn zu fragen, „auf wessen Befehl Vivaldi verhaftet sey, wohin man ihn gebracht hätte, und in welcher Lage er sich jetzt befände?"

Zu klug, um sie mit seiner wirklichen Lage bekannt zu machen, ersparte ihr der Beichtvater den Schmerz, zu wissen, daß er ein Gefangner der Inquisition sey. Er stellte sich, als wenn er von dem letzten Vorgange in Celano nichts wüßte, wagte es aber zu glauben, daß sowohl Vivaldi als sie auf Befehl der Marquise gefangen genommen worden wären, die ihn, allem Vermuthen nach, auf kurze Zeit eingesperrt hielt; ein Schritt, den sie wahrscheinlich auch gegen Ellena hätte ins Werk richten wollen.

„Und Sie, mein Vater," merkte Ellena an, „was brachte Sie in mein Gefänguiß, wenn Sie nicht von den Absichten der Marquise

nterrichtet waren? Welcher Zufall führte Sie
erade in dem Augenblick, wo Sie Ihr Kind
:retten konnten, in diese ferne Einöde?"

„Von den Absichten der Marquise unter=
ichtet!" sagte Schedoni verlegen und mißfällig
— „Hast du dir je eingebildet, daß ich be=
ülflich seyn könnte — daß ich einwilligen könn=
e hülfreiche Hand zu leisten — ich meine, daß
ch einwilligen könnte, ein Vertrauter solcher
arbarischen —" Verwirrt, verwildert und
alb verrathen hielt Schedoni inne.

„Aber Sie sagten doch, die Marquise wä=
e nur Willens gewesen mich einzusperren!"
ierkte Ellena an. „War denn das ein so bar=
arisches Vorhaben? Ach! mein Vater, ich
oeiß nur zu gut, daß sie einen barbarischen
Plan hatte! und da auch Sie nur zu viel Ur=
ache hatten, dieses zu wissen, warum sagen
Sie, daß man nur ein Gefängniß für mich be=
:immt hätte? Allein Ihre Sorge für meine
Ruhe verleitete Sie zu —"

„Was für besondre Mittel sollte ich haben,"
:nterbrach der argwöhnische Schedoni, „um die
Plane der Marquise zu wissen? Ich wiederhole
s, ich bin nicht ihr Vertrauter, woher sollte
ch also wissen, daß sie weiter giengen als auf
Gefangenschaft?"

„Erretteten Sie mich nicht von dem Ar=
ne des Mörders!" sagte Ellena zärtlich;
„entwanden Sie nicht den Dolch selbst seinen
Klauen!"

„O ich vergaß das, ich vergaß es —“ sagte der Beichtvater noch mehr verlegen.

„Ja, gute Seelen sind immer geneigt, die Wohlthaten, die sie Andern erweisen, zu vergessen,“ erwiederte Ellena. „Aber Sie sollen finden, mein Vater, daß ein dankbares Herz sie desto fester in seinem Gedächtnisse hält: es führt ein unauslöschliches Verzeichniß von jeder Handlung, die aus dem Gedächtnisse des Wohlthäters ausgestrichen ist.“

„Sprich nicht mehr von Wohlthaten,“ sagte Schedoni ungeduldig — „laß Stillschweigen über diesen Gegenstand mir in Zukunft beweisen, daß du mich zu verpflichten wünschest.“

Er stand auf und gieng zu dem Wirth, der vor der Thüre seiner Hütte stand. Schedoni wünschte Spalatro so bald als möglich los zu werden und erkundigte sich nach einem Führer, der sie durch den übrigen Theil des Waldes bringen könnte. In dieser armseligen Stadt konnte es nicht schwer halten, einen Menschen zu finden, der zu diesem Dienste willig war; doch gieng der Wirth einen Nachbar aufzusuchen, den er empfohlen hatte.

Spalatro kehrte indessen unverrichteter Sache zurück. Es war nicht möglich, eine weltliche Kleidung, die für Schedoni paßte, in so kurzer Zeit aufzutreiben, und er sah sich also genöthigt, wenigstens bis zur nächsten Stadt, in seinen eignen Kleidern zu bleiben; dieser Umstand konnte ihn nicht sehr beunruhigen, weil

es

nicht wahrscheinlich war, daß ihm in diesem
esonderten Strich Landes ein Bekannter auf-
zen würde.

Der Wirth erschien sogleich mit seinem
chbar, und da Schedoni befriedigende Ant-
rten auf seine Fragen von ihm erhielt, nahm
ihn für den übrigen Theil des Weges im
alde an und schickte Spalatro fort. Der Bö-
wicht gieng mit mürrischem Widerstreben und
tlicher Erbitterung — der Beichtvater be-
kte es kaum, weil er blos mit dem ange-
hmen Gefühl beschäftigt war, den schändli-
n Gefährten seiner Barbarei aus dem Ge-
hte zu verlieren. Ellena aber bemerkte, als
vor ihr vorüber gieng, den boshaften Ver-
uß auf seinem Gesichte und ihre Dankbarkeit,
ner entledigt zu seyn, wurde dadurch erhöht.

Es wurde Nachmittag, ehe sie weiter rei-
n. Schedoni hatte berechnet, daß sie die
tadt leicht erreichen könnten, in welcher sie
ernachten wollten, und hatte sich mit Fleiß
cht übereilt, um der Hitze des Tages zu ent-
hn. Ihr Weg gieng jetzt durch ein weniger
üstes, obwohl nicht viel weniger wildes Land,
s sie des Morgens durchreist waren, und führ-
aus dem Innern nach dem Saume des Wal-
s: sie waren nicht länger von überhängenden
ergen eingeschlossen — die zurückweichenden
chatten waren dem Auge nicht länger undurch-
inglich, sondern öffneten sich hie und da zu
licken auf sonnigte Landschaften und blaue Fer-

nen; und unmittelbar vor ihnen breitete manches grüne Plätzchen seinen Busen vor der Sonne aus. Doch nahm die Größe der Bäume nicht ab. Der Ahornbaum, die Eiche und Kastanie warfen ihr prächtiges Laub rings um diese lächelnden Gegenden und schienen die Bergströme zu begrüßen, die unter ihrem feierlichen Schatten herabstiegen.

Für Ellenas ermüdete Lebensgeister war die Verändrung der Scene erfrischend und ihr Kummer verschwand oft vor dem Einfluße der majestätischen Natur. Ueber Schedonis Düsterkeit hatte nie eine Gegend Gewalt; die Gestalt und Mahlerei äußrer Bilder gab seiner Phantasie weder Eindruck noch Farbe. Er verachtete die süßen Täuschungen, welchen andre Seelen sich hingeben, und die oft ein auserlesenes und nicht minder unschuldiges Vergnügen gewähren als alles, was die überlegende Vernunft schenken kann.

Er behielt dasselbe tiefsinnige Stillschweigen, worin er sich von Anfang der Reise an gehüllt hatte, unverbrüchlich bei, außer wenn er von Zeit zu Zeit eine Frage an den Führer that, der ihm für seine Stimmung stets zu geschwätzig antwortete. Diese Geschwätzigkeit war indessen nicht so leicht zu unterdrücken, und der Bauer hatte bereits einige schreckliche Geschichten von Mordthaten, die in diesen Wäldern an Leuten verübt waren, welche die Verwegenheit hatten, sich ohne Führer hinein zu wagen, erzählt, ehe

aufs neue abwesende Schedoni nur einmal
merkte, daß er sprach. Obgleich Ellena nicht
l auf diese Erzählungen baute, wirkten sie
h einigermaaßen auf ihre Furcht, als sie bald
öher in die tiefen Schatten eines Theiles
n Walde kamen, der längs einem Hohlwege
führte, wo jeder Schimmer der freundlichen
ndschaft aufs neue von Gebürgen abgeschnit-
wurde, die sich an jeder Seite thürmten.
e Stille machte nicht weniger Wirkung als
Dunkelheit; denn man hörte keinen Laut,
ßer solchen, welche die Einsamkeit zu bezeich-
und ihre schauerliche Wirkung tiefer ins
rz einzuprägen schienen — sie vernahmen nur
s dumpfe Rauschen der Ströme, die in der
ne herabstürzten, und das tiefe Seufzen des
ndes, wenn er zwischen Bäumen hinfuhr,
ihre breiten Arme über die Klippen warfen
d die höchsten Gipfel krönten. Vor sich hin
lickten sie durch die engen Krümmungen des
hlweges keine lebendige Seele: als aber El-
a furchtsam zurück sah, glaubte sie eine
schliche Figur zu unterscheiden, die unter
dunkeln Schatten, welche die Aussicht schlos-
, hervorgieng. Sie theilte Schedoni ihren
rdacht, obgleich nicht ihre Furcht mit und
hielten einen Augenblick still, um näher zu
bachten. Der Gegenstand näherte sich lang-
n und sie entdeckten die Gestalt eines Man-
s, der plötzlich still stand und dann hinter
s Laub schlüpfte, welches die Aussicht schloß;

Ellena glaubte Spalatros Gestalt zu erkennen, und fürchtete, daß nur ein desperates Vorhaben ihn könnte bewogen haben, ihnen in diesen Hohlweg zu folgen, statt, wie er vorgab, nach seiner Heimath zurückzukehren. Doch war es nicht wahrscheinlich, daß er allein geneigt seyn sollte, zwei bewaffnete Menschen anzugreifen; denn sowohl Schedoni als der Wegweiser führten Waffen zur Vertheidigung. Diese Betrachtung aber beruhigte sie doch nur für den Augenblick; denn es war möglich, daß er sich nicht allein befand, ob sie gleich nur eine Person zwischen den überhängenden Zweigen der Wälder gesehn hatten. „Dünkt Ihnen nicht, daß er Spalatro glich," sagte Ellena zu dem Beichtvater, „hatte er nicht dieselbe Statur und Ansehn? Sie sind gut bewaffnet, sonst würde ich eben so sehr für Sie fürchten als für mich."

„Ich habe keine Aehnlichkeit bemerkt," erwiederte Schedoni und warf einen Blick zurück, „aber wer es auch sey, du hast nichts von ihm zu fürchten, denn er ist verschwunden."

„Um so schlimmer, Signor," merkte der Wegweiser an, „um so schlimmer, wenn er uns Böses will; denn er kann sich längs den Felsen hinter diese Gesträuche schleichen und uns überfallen, ehe wir uns seiner versehn. Oder wenn er den Weg kennt, der zwischen jenen alten Eichen dort zur Linken hinläuft, so hat er uns beim Umdrehen um die nächste Klippe gewiß."

„Sprich leise," sagte Schedoni, „wenn du

icht willst, daß er deine Anweisungen benu-
en soll."

Obgleich der Beichtvater dieses ohne allen
Verdacht einer üblen Absicht bei dem Wegweiser
agte, fieng dieser Mensch sogleich eine Rechtfer-
igung an und setzte hinzu: „Ich will ihm aber
och einen Wink geben, was er zu erwarten hat,
wenn er sich einfallen läßt, uns anzugreifen."
Mit diesen Worten feuerte er sein Pistol in die
uft, wo jeder Felsen den Schall zurückwarf
nd der schwache und immer schwächere Donner
ich murmelnd durch alle Krümmungen des Pas-
es zurückzog. Diese eifrige Rechtfertigung des
Führers brachte bei Schedoni eine ganz entge-
engesetzte Wirkung hervor, und der Beichtva-
er, der ihn argwöhnisch beobachtete, bemerkte,
daß er sein Gewehr nicht wieder lud, nachdem
r abgefeuert hatte. „Da Ihr dem Feinde ei-
ien hinlänglichen Wink gegeben habt, wo er
uns finden kann," sagte Schedoni, „so werdet
Ihr wohl thun, Euch auf seinen Empfang be-
eit zu machen; ladet wieder, Freund! ich füh-
e auch Waffen und sie sind bereit."

Während der Mann mürrisch gehorchte, sah
ich Ellena, aufs neue beunruhigt, nach dem
Fremden um; allein Niemand erschien unter dem
Schatten, und kein Fußtritt unterbrach die
Stille. Plötzlich aber hörte sie ein Geräusch und
ah sich nach dem angränzenden Gebüsch um,
beinahe erwartend, Spalatro daraus hervor-
ommen zu sehn, als sie wahrnahm, daß es

nur das rauschende Gefieder von Vögeln war, die, durch den Schall der Pistole aus ihren hohen Nestern zwischen den Klippen aufgeschreckt, sich vor der Gefahr hinweg schwangen.

Der Argwohn des Beichtvaters war nur vorübergehend gewesen; denn als Ellena ihn wieder anredete, hatte er sich wiederum in sich selbst zurückgezogen. Er dachte auf eine Entschuldigung gegen die Marquise, wodurch er zu gleicher Zeit ihren Verdruß mildern und ihre Neugierde ableiten könnte; allein es war ihm in diesem Augenblicke unmöglich, etwas auszusinnen, was sie besänftigen könnte, ohne Gefahr sein Geheimniß zu verrathen.

Die Dämmerung hatte die Dunkelheit der Felsen vertieft, ehe die Reisenden die Stadt erkannten, wo sie die Nacht hinzubringen dachten. Sie schloß den Paß und ihre graue Häuser waren kaum von dem Berge, an welchem sie hieng, oder von den Bäumen, die sie einfaßten, zu unterscheiden. Ein reißender Strom rollte unten, und über ihm führte eine Brücke die Reisenden zu dem kleinen Wirthshause, wo sie ihre Nachtlager aufschlagen wollten. Hier, friedlich gelagert, ließ Ellena für jetzt alle Furcht vor Spalatro fahren; allein sie glaubte noch immer ihn gesehn zu haben, und ihr Verdacht über den Bewegungsgrund seiner außerordentlichen Reise war nicht gehoben.

Da dieses eine Stadt war, wo man mehr Bequemlichkeiten haben konnte, als in der, wel-

e sie verlassen hatten, so verschaffte sich Sche-
oni mit leichter Mühe ein weltliches Kleid, um
ch auf der übrigen Reise zu verbergen, und
llena erhielt Erlaubniß, den Nonnenschleier
it einem andern modigern zu vertauschen; al-
ein sie vergaß nicht, indem sie ihn ablegte,
aß es Olivias Schleier gewesen war, und be-
ahrte ihn als eine heilige Reliquie ihrer ge-
ebten Andächtigen.

Diese Stadt lag nach der gewöhnlichen Art
u reisen, noch einige Tagreisen weit von Nea-
el entfernt; allein der gefährlichste Theil des
Weges war nun überwunden, weil sie die Wäl-
er zurückgelegt hatten, und als Schedoni den
ndern Morgen abreiste, wollte er den Wegwei-
er fortschicken; allein der Wirth versicherte ihn,
aß er auf den offnen, aber wilden Wegen, die
r zu machen hatte, einen Führer nicht entbeh-
en könnte. Schedoni hatte nie ein ernstliches
Mißtrauen in diesen Menschen gesetzt, und da
er vorige Abend glücklich abgelaufen war, so
chenkte er ihm sein Vertrauen so gänzlich wie-
er, daß er ihn für den gegenwärtigen Tag
hne Bedenken annahm. Ellena stimmte nicht
ganz in dieses Vertrauen ein; sie hatte diesen
Menschen beobachtet, als er auf Schedonis Ge-
heiß das Pistol lud, und sein sichtliches Wi-
derstreben hatte sie beinahe überzeugt, daß er
mit Jemand, der sie anzugreifen dachte, in
Verbindung stünde; eine Vermuthung, die viel-
leicht um so leichter Eingang bei ihr fand, da

ihre Seele mit der unangenehmen Vorstellung von Spalatro beschäftigt war. Sie wagte es jetzt, dem Beichtvater einen Wink von ihrem Mißtrauen zu geben; allein er achtete wenig darauf und erinnerte sie, daß sie hinlängliche Beweise von des Mannes Ehrlichkeit gehabt hätten, da er sie einen zum Raube so gelegnen Weg als den gestrigen ungehindert hatte zurücklegen lassen. Auf eine dem Anschein nach so vernünftige Antwort konnte Ellena nichts erwiedern, hätte sie auch das Gespräch weiter zu führen gewagt, und sie trat mit froheren Hoffnungen die Reise wieder an.



